

JOURNAL

unabhängig | unerschrocken | kompromisslos

FRANZ WEBER

Oktober | November | Dezember 2010 | Nr. 94 | Fr. 5.– | AZB/P.P. Journal 1820 Montreux 1 | Postcode 1



Intakte Natur – Heilung für Körper und Geist

**Keine Einfuhr von Robben-
produkten in die Schweiz!**

Die Petition

4

Windkraft in der Schweiz

Zerstörung von Natur, Tierwelt
und Umwelt als «Heilmittel» gegen
steigenden Stromverbrauch

19

**Was es heisst, ein Elefant
zu sein**

Einblick in die Seele des grössten
Landsäugetieres

22



Zugunsten der Tiere und der Natur



Unsere Arbeit

ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Die Tätigkeit der FFW wird durch die Überzeugung motiviert, dass auch die Tiervölker als Teile der Schöpfung ein Anrecht auf Existenz und Entfaltung in einem dafür geeigneten Lebensraum haben, und dass auch das einzelne Tier als empfindendes Wesen einen Wert und eine Würde besitzt, die der Mensch nicht missachten darf. In ihren Schutz- und Rettungskampagnen für unversehrte Landschaften und verfolgte und gequälte Tiere ist die Stiftung unermüdlich bestrebt, immer wieder die Verantwortung des Menschen für die Natur zu wecken und den Tieren und Tiervölkern in der menschlichen Rechtsordnung eine Stellung zu verschaffen, die ihnen Schutz, Recht und Überleben sichert.

Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung

Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen von den Steuern abgezogen werden.



*Wenn alle Stricke reissen, wenn alles
vergeblich scheint, wenn man verzweifeln
möchte über die Zerstörung der Natur und das
Elend der gequälten und verfolgten Tiere,
dann kann man sich immer noch an die
Fondation Franz Weber wenden.*

*Sie hilft oft mit Erfolg auch in scheinbar
hoffnungslosen Fällen ...*

Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können!

Spendenkonto SCHWEIZ: Landolt & Cie., Banquiers, Chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne,

Konto Fondation Franz Weber IBAN CH76 0876 8002 3045 00003 oder

Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux, IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

DEUTSCHLAND: Raiffeisenbank Kaisersesch, Postfach, D-56759 Kaisersesch, Konto Nr. 163467, BLZ 570 691 44, BIC GENODED1KAI,
IBAN DE41 5706 9144 0000 1634 67

Bitte bevorzugen Sie das E-Banking www.ffw.ch

Auskunft FONDATION FRANZ WEBER

Case postale, CH-1820 Montreux, Tel. 021 964 37 37 oder 021 964 24 24, Fax 021 964 57 36, E-mail: ffw@ffw.ch, www.ffw.ch



Editorial

Franz Weber, Chefredaktor

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Am 20. August 2010 hat die Europäische Union das am 5. Mai 2009 beschlossene Importverbot für sämtliche Produkte aus der kommerziellen Robbenjagd in Kraft gesetzt.

Als einziges Land im Herzen Europas gestattet die Schweiz nach wie vor Einfuhr, Transit und Handel mit den Erzeugnissen aus den schändlichen kanadischen Massakern. So entschied der Ständerat am 30. September 2010 mit 19 gegen 16 Stimmen !

Ein Armutszeugnis für unser Land, und für die Robben eine weiterhin andauernde Bedrohung ! Das ist nicht der Wille des Schweizervolks !

Mit unserer Petition **«Keine Einfuhr von Robbenprodukten in die Schweiz!»** (Seiten 4 bis 5), bekunden wir unsere Empörung über das Versagen des Ständerats und unsere eiserne Entschlossenheit, das längst fällige Importverbot auch in unserem Land zu erwirken.

Unterschreiben Sie heute noch die Petition und bestellen Sie weitere Listen !

Herzlichen Dank im Namen der Robben !

Franz Weber

P.S. Im nächsten Journal wieder viele Leserbriefe!



Photo Titelseite: Marcus Gyger

Tiere

- Gegen die Einfuhr von Robbenprodukten in die Schweiz** Die Petition >> 6
- Stierkämpfe in Spanien** Es regnet Euros >>10
- Sklavenmarkt für Hunde** Das unlösbare Dilemma >>14
- Wildpferde in Westaustralien** Wo sind die Lake Gregory-Pferde? >>18
- Elefanten** Was es heisst, ein Elefant zu sein >>32

Schweiz

- «Rettet den Schweizer Boden»** Der Winter steht vor der Tür >>6
- Windturbinen in der Schweiz** Heilmittel gegen die Energieverknappung? >>20

Natur

- Die Heilkraft der Landschaft** Chaos anders betrachtet >>23

Gesellschaft

- Wirtschaft** Von der Macht zum Mass >>27
- In Paris vor 40 Jahren** Georges Simenon, Krösus und Clochard >>29

JFW plus

- Bestellung Jahreskalender 2011** «Unsere Kühe – unsere Schweiz» >>35
- Weihnachtsmarkt** >> 36
- Grand V – die vegetarische Palette** >> 37
- Winter im Giessbach** >>40

Impressum

Herausgeber: Franz Weber für die Fondation Franz Weber und Helvetia Nostra
Chefredaktor: Franz Weber
Redaktion: Judith Weber, Walter Fürsprech, Vera Weber, Alika Lindbergh
Druck: Ringier Print Adligenswil AG
Layout: Vera Weber
Redaktion und Administration: Journal Franz Weber, case postale, CH-1820 Montreux (Schweiz), e-mail: ffw@ffw.ch, www.ffw.ch, Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37. Fax: 021 964 57 36.
Abonnements: Journal Franz Weber, Abonnements, case postale, 1820 Montreux. Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

Adressänderung bitte melden

Die Post meldet den Verlagen neue Adressen nicht mehr. Wer umzieht, sollte deshalb daran denken, rechtzeitig die Adressänderung zu melden: per Email, ffw@ffw.ch, Telefon, 021 964 37 37 oder Fax 021 964 57 36. Danke!



Keine Einfuhr von Robbenprodukten in die Schweiz

Nach dem Entscheid einer knappen Mehrheit des Ständerates, die Einfuhr von Robbenprodukten aus tierquälerischer Jagd weiterhin zuzulassen, hat die Fondation Franz Weber zusammen mit Oceancare eine Petition lanciert mit der erneuten Aufforderung an das Schweizer Parlament, die Regelung der EU zu übernehmen, die ein Verbot bereits beschlossen hat (unter anderem dank der Arbeit der Fondation Franz Weber in Kanada und im EU-Parlament).

Warum die Petition unterschreiben?

Ein Importverbot hilft den Robben!

Wenn es keine Nachfrage gibt, bildet sich der Markt zurück und weniger Tiere werden geschlachtet. Im Jahr 2009 wurden in Kanada dank dem hängigen EU-Importverbot bereits 260'000 Robben vor den grausamen Tod bewahrt. Im Jahr 2010 wurden lediglich 66'509 der 330'000 zum Abschuss freigegebenen Robben erlegt.

Die Robbenjagd ist nicht nachhaltig!

Die Robbenjagd in Kanada ist keine «Regulierung der Bestände», sondern eine rein kommerzielle Jagd, wie dies auch ganz klar auf der Webseite des kanadischen Ministeriums für Fischerei und Ozeane deklariert wird. Zu viele Robben gibt es nicht, im Gegenteil, die Robbenjagd, gekoppelt mit der Erderwärmung (das Packeis schmilzt) wird die Bestände drastisch verringern. Mindestens 75 Prozent der Neugeborenen sind dieses Jahr im St. Lorenz-Strom ertrunken.

Die kanadische Robbenjagd ist grausam und kann nicht effizient überwacht und kontrolliert werden!

Würde die Robbenjagd in einem Schlachthaus stattfinden, könnte man sie überwachen und kontrollieren. Sie passiert aber auf schwankendem Eis, von schwankenden Booten aus, bei Windböen und Schneesturm. Am Werk sind rund 6000 Jäger mit rund 1000 Booten auf einer Fläche, die grösser ist als ganz Frankreich! Nur gerade 100-150 Kontrolleure überwachen, und notabene nicht jeden Tag, die brutale, in atemloser Hast durchgeführte Jagd!

Es gibt interessante Alternativen für Robbenjagd-Regionen!

Öko-Tourismus mit respektvollem Einblick in das Wunder der Robbenkinderstuben ist eine nachhaltige und vor allem gewinnbringende Variante für die einheimische Bevölkerung. Schon heute bieten die Magdalenen-Inseln mit Erfolg solche Expeditionen an.

Ein komplettes europäisches Importverbot, das auch die Schweiz mit einschliesst, würde Küsten- und Inselbewohner dazu bewegen, neue, mehr zukunftsorientierte Wege wirtschaftlicher Tätigkeit einzuschlagen.

Bitte helfen auch Sie den Robben und stärken Sie dem Nationalrat, der praktisch einstimmig für das Einfuhrverbot eingetreten ist, mit Ihrer Unterschrift den Rücken!

Vera Weber

Bestellen Sie weitere Listen bei Fondation Franz Weber, case postale, CH 1820 Montreux 1
Telefon 0041 (0)21 964 24 24 / Fax 0041 (0)21 964 57 36, ffw@ffw.ch, www.ffw.ch



Zwei Beispiele von Robbenprodukten





Petition:



Keine Einfuhr von Robbenprodukten in die Schweiz!

In Anbetracht,

- dass die kommerzielle Robbenjagd von Natur aus grausam ist und nicht tierschutzgerecht durchgeführt werden kann;
- dass ein Rückgang der Nachfrage durch ein Importverbot die Zahl der qualvoll getöteten Tiere automatisch reduziert;
- dass die Europäische Union deshalb am 20. August 2010 das Import- und Handelsverbot für Robbenprodukte aus der kommerziellen Jagd in Kraft gesetzt hat;
- dass die Schweiz sich durch den fortgesetzten Import von Robbenprodukten der Grausamkeit mitschuldig macht und zum internationalen Umschlagplatz von Robbenprodukten zu werden droht,

sind wir Unterzeichnete moralisch zutiefst darüber besorgt, dass Produkte von qualvoll getöteten Robben auf den Schweizer Markt und über die Schweiz in den internationalen Handel gelangen können.

Wir fordern daher das Schweizer Parlament auf, unverzüglich dem Beispiel der EU zu folgen und in der Schweiz jegliche Ein- und Durchfuhr von Robbenprodukten aus kommerzieller Jagd zu verbieten.

Name/Vorname	Adresse, PLZ, Ort	Unterschrift	*
1			
2			
3			
4			
5			
6			
7			
8			
9			
10			

** Senden Sie mir weitere Unterschriftenbogen (bitte Anzahl eintragen)*

Die Petition kann von allen Personen, unabhängig von Alter, Nationalität oder Wohnort unterzeichnet werden.

Ganz oder teilweise ausgefüllte Unterschriftenbogen bitte möglichst rasch zurücksenden:

**Fondation Franz Weber
case postale, 1820 Montreux**

**Einsendefrist:
30. März 2011**

Weitere Informationen unter: www.ffw.ch und www.oceancare.org

Die Petition wird unterstützt durch: Altersheim für Haustiere, fair fish, I.E.T. Institut für angewandte Ethologie und Tierpsychologie, Ligue suisse contre la vivisection, Ligue vaudoise pour la défense des animaux, Schweizer Tierschutz STS, Stiftung für das Tier im Recht (TIR), Tierpartei Schweiz (TPS), Tierschutzbund Innerschweiz TBI, Verein der Schweinefreunde, Veto (Verband Tierschutz-Organisationen Schweiz), Vier Pfoten, Zürcher Tierschutz

Rettet den Schweizer Boden

Der bodenlose Verschleiss

■ Hans Peter Roth

Schweizer Siedlungs- und Bodenpolitik im Krebsgang. Derweil wuchert krebsartig der gesichtslose moderne Siedlungsbrei weiter ungehindert in die Landschaft unserer Heimat. Diesen Auswüchsen will Franz Webers Volksinitiative «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen!» Einhalt gebieten.

Ein Quadratmeter. Pro Sekunde. Soviel Land geht in der kleinen Schweiz «für immer» verloren unter Beton, Asphalt oder Zement. Jede Sekunde... Ich hörte diese Zahl zum ersten Mal in den 1980er Jahren im gymnasialen Geografieunterricht. Das klang eindrücklich. Ich rechnete. 365 Tage mal 24 Stunden mal 60 Minuten mal 60 Sekunden, bzw. Quadratmeter: Das ergab an die 30 Millionen Quadratmeter. Es war eindrücklich. Und dies jedes Jahr! Die Zahl von einem Quadratmeter Heimatland, das jede Sekunde der Bauwut zum Opfer fällt, galt damals schon mehr als 20 Jahre. «Das wird schon bessern.» Davon war ich überzeugt. «So kann es ja nicht weitergehen», beruhigte ich mich als angehende Geografiestudent. Im Studium erfuhr ich mehr über die Ursachen der epidemischen Verbauerei in der Schweiz. Unser Land als Verkehrsknotenpunkt, als zentral gelegene wirtschaftliche Boomregion, als Transitland,

als Einwanderungsland. Ich las über Raumplanungsgesetze, Bauordnungen, Pläne zur Lenkung der Siedlungsentwicklung und Konzepte für Landschaftsschutz. Das stimmte mich optimistisch. Vernunft und Nachhaltigkeit würden obsiegen über die Gier von Spekulanten und Baukonzernen.

Bisher keine Vernunft

Seit dem Geografieunterricht im Gymnasium sind wiederum mehr als 20 Jahre verstrichen. Und tatsächlich gibt es einen Unterschied: Heute wird in der Schweiz eher noch mehr als ein Quadratmeter Land pro Sekunde zugebaut. Das Fazit kann daher nur bitter sein. Raumplanungspolitik und Landschaftsschutz haben hierzulande versagt. Gesichtslose Betonsiedlungen in grau-kalter Schuhschachtelbauweise wuchern weiterhin hemmungslos in die Landschaft. Besonders betroffen sind das Mittelland, aber auch Tourismusgebiete mit dem uferlosen Bau von anonymen Zweitwohnungen, welche die meiste Zeit des Jahres leer stehen.

So kann es nicht weitergehen. Es ist offensichtlicher denn je. Aber noch scheinen die Argumente der korrupten Wirtschaftspolitik und verfehlten Einwanderungspolitik stärker zu wiegen. Die «Notwendigkeit von Wirtschaftswachstum» ist eines der verhängnisvollen Dogmen der Gegenwart, welches ein fortgesetztes Wuchern und Ausufern von

Siedlung und Verkehr nach sich zieht. Ein zukunfts- und konzeptloses Krebs-Denken. Denn auch Krebs wächst und wuchert unaufhaltsam immer weiter (wie der Schweizer Siedlungsbrei); bis der «Wirt» zugrunde geht.

Massive Einwanderung

Dazu kommt die verheerende aktuelle Einwanderungspolitik, auch wenn es nicht «politisch korrekt» ist, diese zu kritisieren. Während es auch 2009 nur unwesentlich weniger waren, sind im Spitzenjahr 2008 rund 100'000 Menschen in die Schweiz eingewandert. Das sind 2,5 neue Einwohner pro Quadratkilometer. Würden – auf die Fläche umgerechnet – ebenso viele Menschen nach Kanada einwandern, nähme dessen Bevölkerung in einem einzigen Jahr um 22 Millionen Menschen zu. Das wären zwei Drittel der kanadischen Gesamtbevölkerung (von 34 Millionen) mehr in einem Jahr. Alle die in die Schweiz einwandernden Menschen beanspruchen Platz in einem bereits sehr dicht besiedelten und massiv zugebauten, versiegelten, zersiedelten Land. Dazu kommt, dass auch der Platzbedarf jedes einzelnen Einwohners laufend steigt. Allein zwischen 1988 und 2000 wuchs dieser um 30 Quadratmeter. Heute beansprucht jeder Bewohner der Schweiz über 420 Quadratmeter Fläche.

Selbstversorgung gefährdet

Diesen Auswüchsen will die Initiative Einhalt gebieten, da-

mit in der Schweiz nicht jedes Bergtal, jede Hochebene und das letzte Stück Landwirtschafts- und Kulturland der Bauwut geopfert wird. In Tourismusgebieten sind inzwischen oft über 70 Prozent aller Wohnungen Zweitwohnungen, die nur einige Wochen im Jahr benutzt werden.

Bund und Kantone sollen über eine koordinierte Raumplanung ihre Verantwortung für die Siedlungsentwicklung in der Schweiz übernehmen und eine weitere Zersiedelung und Vernichtung der Landschaft verhindern, die auch zu einem endgültigen Ende der Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln in der Schweiz führen würde.

Die Initiative «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen!» will den Anteil von Zweitwohnungen pro Gemeinde auf 20 Prozent beschränken. In denjenigen Tourismusgebieten, wo dieser Anteil bereits heute höher liegt, bewirkt die Initiative bei Annahme einen Baustopp für Zweitwohnungen. Die mit leerstehenden Ferienwohnungen überbauten Bergflanken zeigen mit aller Deutlichkeit, wie dringend griffige Massnahmen gegen die weitere Zersiedelung und Zerstörung der Landschaft und gegen die preistreibende Wirkung des Zweitwohnungsbaus auf die normalen, einheimischen Mieter vonnöten sind.

Rettet den Schweizer Boden

Kalte Betten, Zersiedlung und untätige Politiker

■ Fabian Dreher

Der Winter steht vor der Tür, in den Schweizer Bergen liegt bereits Schnee. Noch liegen die Tourismussorte wie ausgestorben, es ist Zwischensaison. Die Lichter sind aus in den Häusern, die Fensterläden zu. Für eine kurze Zeit, um Weihnachten und Neujahr, wird sich dies drastisch ändern. Die Hotels sind ausgebucht und alle Zweitwohnungen belebt. Aber eben leider nur für kurze Zeit. Den Rest des Jahres stehen die meisten Wohnungen leer, bilden Geistersiedlungen, in denen sich die wenigen Einheimischen verlieren.

Im Oberengadin beispielsweise sind die Hotelbetten an durchschnittlich 142 Tagen im Jahr belegt, die Betten in den Zweitwohnungen nur gerade 51 Tage, also nicht einmal zwei Monate. Für die betroffenen Gemeinden schaffen sie jedoch Probleme das ganze Jahr über.

Zweitwohnungen sind beliebt in der Schweiz. 420'000 waren es im Jahr 2000, weit über 450'000 (Schätzungen gehen von 480' bis 500'000 aus) sind es heute. Und es werden immer mehr.

Wohnungen für durchschnittlich 2 Millionen Franken

In den touristischen Gebieten der Schweiz wird vor allem für Gutbetuchte gebaut. So gelten Ferienwohnungen in Verbier für 1 Million Schweizer Franken bereits als billig, und für den Bau des Luxusresorts „Andermatt Swiss Alps“ der Orascom Holding von Samih Sawiris wurde sogar Bundesrecht, die „Lex Koller“ (Bundesgesetz über den Erwerb von Grundstücken durch Personen im Ausland) ausgehebelt. Die Wohnungen gehen heute für durchschnittlich 2 Millionen Franken weg.

Die Misere der Schweizer Raumplanung beschränkt sich nicht nur auf die Zweitwohnungen. Die Siedlungsentwicklung allgemein wird kaum kontrolliert und in vernünftige Bahnen gelenkt. Stichworte hierzu sind Zersiedlung, Verlust von Kulturland und hoher Landschaftsverbrauch. Und dies, obwohl die Schweiz seit 30 Jahren ein Raumplanungsgesetz besitzt. Seit 30 Jahren stehen im ersten Artikel dieses Raumplanungsgesetzes folgende Grundsätze:

1 Bund, Kantone und Gemeinden sorgen dafür, dass der Boden haushälterisch genutzt wird. [...]

2 Sie unterstützen mit Massnahmen der Raumplanung insbesondere die Bestrebungen, die natürlichen Lebensgrundlagen wie Boden, Luft, Wasser, Wald und die Landschaft zu schützen; [...]



Zwischensaison in Nendaz: Durch die geschlossenen Fensterläden wirkt die Retortensiedlung wie ein Geisterdorf.

Eine Fläche von der Grösse des Walensees verschwindet Jahr für Jahr

Die Realität ist jedoch eine andere. Aufgrund der privaten Interessen von Kantons- und Gemeindepolitikern, sowie der starken Lobby der Bauindustrie und der Hauseigentümer wird die Schweiz in rasantem Tempo überbaut. Dehnte sich die Siedlungsfläche in der Schweiz zwischen 1980 und 2002 um jährlich 13,3 km² aus, so schnellte dieser Wert zwischen 2002 und 2008 auf 27,4 km² hoch. Dies entspricht einer Fläche von der Grösse des Walensees, die jedes Jahr unwiederbringlich verloren geht.

Die zuständigen Politiker, von der Bevölkerung eigentlich gewählt, um Probleme zu lösen und vorausschauend die Zukunft zu planen, sind bis heute untätig. Sei es auf Gemeinde-, Kantons- oder Bundesebene: Man produziert Studien und

diskutiert. Und am Ende bleibt alles beim Alten. Gesetze, die die Probleme lösen sollten, werden nicht angewandt. Immer schneller verschwindet der Schweizer Boden unter Beton, während die Politik zuschaut. Nur der Widerstand der betroffenen Bevölkerung kann die Bauwut gelegentlich bremsen.

Einst ein idyllisches Dorf

Ein Augenschein bietet sich in Grindelwald, wo die Baugepanne wie überall in den Schweizer Bergen in den Himmel schießen. Von Wirtschaftskrise ist hier nichts zu spüren. Dies bestätigt auch Adi Bohren, Präsident des 'Vereins gegen masslose Überbauung'. „Es ist ein wahrer Boom hier, obwohl schon vorher nicht wenig gebaut wurde. Die schöne Landschaft in unserem Tal wird immer mehr zerstört, und immer mehr Häuser fressen den Bauern den Boden

weg. Bald können die verbliebenen Bauern nur noch um die vielen Hausecken herum mähen.“

Grindelwald, einst ein idyllisches Dorf im Berner Oberland mit Sicht auf Gletscher und das berühmte Dreigespann von Eiger, Mönch und Jungfrau, wird immer mehr zur Stadt. Während die ständige Wohnbevölkerung etwas mehr als 4000 Einwohner beträgt, sind in der Hochsaison über 20'000 Menschen im Dorf – aber nur während einem oder zwei Monaten. Die Infrastruktur jedoch muss für die Zweitwohnungsbesitzer angepasst werden. Wo dies nicht gelingt, ergeben sich schnell Engpässe für die lokale Bevölkerung. Laut Adi Bohren „verschickt die Gemeinde in der Saison meistens einmal einen Brief, der zum Wassersparen aufruft“. Die Strasse von Interlaken nach Grindelwald ist während dieser Periode oft überlastet. In der Winterferienzeit stauen sich die Autos oft über mehrere Kilometer. Ein Ausbau von Wasserversorgung und Strasse würde die Gemeindefinanzen zu stark belasten, ohne Grindelwald mehr Einnahmen zu bringen.

Arbeitsplätze – Zauberwort und Schreckgespenst

Eine kommunale Initiative des 'Vereins gegen masslose Überbauung' will nun den Zweitwohnungsbau einschränken. Doch die Baulobby fährt eine aggressive Angstkampagne gegen die Initiative: „Passt doch auf! Wollt ihr Arbeitsplätze verlieren? Wollt ihr Verlust an Wohlstand?“ Hinzu kommt, dass der Immobilienkönig des Dorfes gleichzeitig Präsident des Handwerker- und Gewerbeverbands ist und bei jeder Gelegenheit gegen die Initiative aufstachelt. Dabei würde gerade das lokale

Gewerbe von einer Einschränkung profitieren. „Ein grosser Teil der Baufirmen kommt heute von ausserhalb. Die einheimischen Betriebe würden mit dem Bauen gar nicht nachkommen. Die vielen Autos, die jeden Morgen ins Tal kommen, verursachen zusätzlich Stau“ sagt Adi Bohren.

Kantone wie das Wallis und Graubünden, beide mit mehr als 35 Prozent Zweitwohnungen im gesamten Kantonsgebiet, sowie das Berner Oberland mit lokal über 70 Prozent Zweitwohnungen, sind am meisten von der Verschandelung durch Zweitwohnungen betroffen. Natur und Landschaft werden zerstört, weil der schnelle Gewinn lockt.

Freundschaftsdienste, Tricks und Machenschaften

Im Kreis Oberengadin wurde 2005 von 75 Prozent der Bevölkerung eine Initiative angenommen, die den Bau von Zweitwohnungen auf 12'000

m² Bruttogeschossfläche pro Jahr – ca. 100 Wohnungen bzw. ein Drittel der bisherigen Bautätigkeit – beschränkt. Einzelne Gemeinden haben bereits heute ihre Kontingente bis 2016 vergeben. „Die Behörden drücken dann für 'dringende Projekte' die Augen zu oder machen Ausnahmen für Hotels mit einliegenden Zweitwohnungen. Auch sieht der kantonale Richtplan Zweitwohnungen Ausnahmewilligungen für Resorts vor, falls die Wohnungen offiziell bewirtschaftet werden. Ob dies dann wirklich auch geschieht, ist schwer zu überprüfen.“ So Romedi Arquint, Initiator der Initiative von 2005 und Gemeindepräsident von S-chanf.

Die Zusammenarbeit zwischen Baufirmen und lokalen Politikern funktioniert hervorragend. Landwirtschaftsland wird grosszügig in Bauland umgezont, jedes juristische Schlupfloch wird genutzt und

neue werden gefunden, damit weiter munter gebaut werden kann. Eine ältere Person nimmt Wohnsitz in der Gemeinde oder die Ehefrau eines Paares, das eine Zweitwohnung kaufen will, verlegt kurzfristig ihren Wohnort ins Engadin und schon wird die effektiv als Zweitwohnung genutzte Wohnung offiziell zum Hauptwohnsitz. Laut Romedi Arquint „haben sich die Gemeinden im Oberengadin auf die kurzfristigen Gewinne aus Bewilligungsgebühren, Handänderungssteuern und Bauabgaben eingestellt. Im Fall von Pontresina machen diese jährlich gegen 2 Millionen Franken aus. Viele Gemeinden würden ohne dieses Geld in finanzielle Schwierigkeiten geraten.“ Nachhaltiger, haushälterischer Umgang mit Boden und Landschaft sieht anders aus.

Davoser haben genug

Auch in Davos stimmte die Bevölkerung im Juni 2010 nach



Der alte Dorfkern von Grindelwald (unten rechts) ist kaum mehr zu erkennen. Chalets mit Zweitwohnungen bedecken inzwischen die meisten Hänge rund um das Dorf.

langer Diskussion für Beschränkungen im Zweitwohnungsbau. Kaum beschlossen, schreckt bereits ein neues Projekt die Einheimischen auf. Auf einem Areal, das speziell für den Bau eines neuen Fünfsterne Hotels aufgezonnt wurde, sollen 140 Zweitwohnungen entstehen. Neun sechsstöckige Wohnblöcke mit mindestens 13'000 Quadratmeter Wohnfläche.

Doch die Davoser haben genug von solchen Projekten, die immer grösseren Druck auf die Bauzonen und Siedlungsgebiete des Dorfes ausüben. Die kommunale Volksinitiative zur «Erhaltung geeigneter Flächen für Hotelbauten» kam mit über 800 Unterschriften im Oktober 2010 zu Stande. Christian von Ballmoos, treibende Kraft hinter der Volksinitiative, erklärt die Gründe: „Davos verfügt über ein dichtes Siedlungsgebiet, die Bauzonen sind beschränkt. Daher wird

alles, was aus Investorensicht „untergenutzt“, also zu wenig rentabel ist, aufgekauft und mit Zweitwohnungen überbaut.“

Baulobby und Lokalpolitiker, der ominöse Filz

Das Bild bestätigt sich auch hier: die Instrumente für eine massvolle Entwicklung von Zweitwohnungen wären vorhanden, aber die Behörden setzen diese nicht um. Zu gross ist der politische Einfluss der Baulobby. Christian von Ballmoos präzisiert: „Vor allem grosse Firmen sind dagegen, viele kleine und lokale Firmen sind sogar froh über unsere Initiative.“

Die grossen Probleme, die durch Zweitwohnungen in touristischen Gebieten entstehen, sind symptomatisch für die gesamte Raumplanung der Schweiz. Der Bund lässt den Kantonen möglichst grossen Freiraum, damit diese die Gesetze den lokalen Bedürf-

nissen anpassen. Die Kantone überlassen die Entscheidungen mit demselben Argument den Gemeinden. Und so bestimmt vielerorts ein Filz aus Lokalpolitikern und Bauindustrie, wie und wo gebaut wird. Ohne Rücksicht auf die Bevölkerung, ohne Rücksicht auf Umwelt und Landschaft.

„Rettet den Schweizer Boden!“ Die Initiative Franz Webers ist nötiger denn je

Um diese Misere zu beheben, hat die Fondation Franz Weber gemeinsam mit Helvetia Nostra im Dezember 2007 die Tandem-Initiativen «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen» und «Gegen masslosen Bau umwelt- und landschaftsbelastender Anlagen» eingereicht.

Die Initiative «Gegen masslosen Bau umwelt- und landschaftsbelastender Anlagen» wurde im Oktober 2009 zugunsten der «Landschaftsinitiative „Raum für Mensch und

Natur“» verschiedener Umwelt- und Landschaftsschutzverbänden zurückgezogen.

Weiterhin besteht seitens der Politik kein Wille, die Probleme der Schweizer Raumplanung und insbesondere des ausufernden Zweitwohnungsbaus zu lösen. Bundesrat und Parlament lehnten die Initiative der Fondation Franz Weber «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen» und die Landschaftsinitiative ab. Auch ein griffiger Gegenvorschlag zu den Initiativen, der den Lösungswillen der Politik zeigen würde, ist weit und breit nicht zu sehen. Im Nationalrat wurden selbst die harmlosen Vorschläge des Ständerats abgelehnt.

So ist die Arbeit der Fondation Franz Weber für den Schutz der Schweizer Landschaften und Berggebiete weiterhin dringend notwendig. Einerseits auf eidgenössischer Ebene, um der Initiative «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen» zum Durchbruch zu verhelfen und so die betroffene Bevölkerung und Umwelt zu entlasten. Andererseits auf lokaler und kantonaler Ebene durch Einsprachen gegen verschandelnde und landschaftszerstörende Projekte, sowie durch die Initiative „Sauer Lavaux 3“ im Kanton Waadt.

Denn auch wenn viele Zerstörungen bereits geschehen sind, so gibt es immer noch wunderschöne Landschaften und unberührte Berghänge in der Schweiz. Und solange noch Menschen sich dafür einsetzen, dass dies auch so bleibt, sind die Lichter der Hoffnung noch nicht erloschen.



Wie hier in Davos verstärken die Schweizer Alpen durch den Bau von Ferien- und Zweitwohnungen zusehends.

Stierkampf in Spanien

Krise – aber welche Krise?

■ Alejandra Garcia, Barcelona, Spanien

Spanische Gemeindeverwaltungen erleben zurzeit die schwerste Wirtschaftskrise seit 50 Jahren, doch für manche unserer lokalen Politiker ist dies offenbar kein Problem. Lassen Sie mich das Beispiel der Stadt Los Barrios anführen, deren Verwaltung die Stromversorgung abgestellt wurde, weil sie die Rechnung der Elektrizitätswerke nicht bezahlen konnte, – und die ihr Fiasco feierte, indem sie in bester Supertramp-Manier eine Stierkampfveranstaltung für 50'000 Euro inszenierte.

Es mag sonderbar erscheinen, dass wir auf die grosse Wirtschaftskrise in Spanien zurückgreifen, um vom Stierkampf zu sprechen – doch so sonderbar ist das gar nicht.

In Spanien haben über 4 Millionen Menschen ihren Job verloren – eine erschütternde Zahl. Woche für Woche schliessen kleine, mittlere und grosse Unternehmen, verschwinden sang- und klanglos von der Bildfläche und hinterlassen breite Reihen von Gläubigern, die ihre Forderungen nicht mehr eintreiben können und die ihrerseits eine Kette von Tragödien schaffen, die heute zur täglichen Realität gehören: Immer mehr Familien verlieren Haus und Heim, weil sie ihre Hypotheken nicht mehr bezahlen können. Die „neuen Armen“ sind nicht wie früher

hauptsächlich legale oder illegale Einwanderer. Sie stammen heute aus unserer Mittelschicht, aus Familien, die keinen einzigen Euro mehr verdienen, die vollkommen schutzlos einer dramatischen Zukunft gegenüberstehen.

So hat die Krise auch den Verwaltungsbereich erfasst. Lokale Regierungen in ganz Spanien stecken tief in den roten Zahlen, sehen sich mit unüberwindlichen Schuldenbergen konfrontiert und mit Krediten, die sie sich nicht leisten können. Schleichender bis massiver Abbau von sozialen Leistungen vor allem im Gesundheits- und Bildungswesen sind die Folge.

Das düstere Wirtschaftsumfeld hat zu einem Wandel in unserer Gesellschaft geführt. Ganze Volksschichten haben sämtliche überflüssigen und irgendwie verzichtbaren Ausgaben gestrichen, um nur wenigstens etwas Essbares auf den Tisch zu bringen.

Dessen ungeachtet jedoch – als lebten wir noch immer unter dem Einfluss des Römischen Reiches, sind „Brot und Spiele“ die Maßnahmen, zu denen zahlreiche kommunale Verwaltungen greifen, um die Bevölkerung über die Misere hinweg zu täuschen. „Brot und Spiele“ im Spanien des 21. Jahrhunderts aber sind die Stierkämpfe.

Es regnet Euros

Nein, das ist nicht der Titel einer Fernseh-Spielshow, obwohl es sehr wohl einer sein

könnte. Dieser Regen ist ein Phänomen, das nicht von Meteorologen untersucht wird, sondern von lokalen Politikern in ganz Spanien. Es ist dem Euro-Regen zu verdanken, dass in den Strassen und Arenen Spaniens nach wie vor Stierkämpfe stattfinden und Stierfeste gefeiert werden.

Die Hauptfunktion des Euro-Regens besteht darin, die Taschen der Kampfstierzüchter und Stierkampfunternehmer zu füllen, Leute, die Geld für sich in Anspruch nehmen, das allen spanischen Bürgern gehört, öffentliches Geld, das von unsern Steuern kommt.

Ein weiterer Zweck des Euro-Regens ist die Unterhaltung der Bürger mit allerhand aufregenden Festivitäten – ein altbewährtes Mittel gegen Morosität und Volkszorn, das Bürgermeister und andere Politiker demagogisch für sich nutzen.

Dies ist die Art von Szenario, in der wir uns befinden. Und es kann angesichts der Not der Unzähligen, die sich in banger Sorge mit der Frage quälen, wie sie das nächste Monatsende überstehen sollen, nur in aller Eindringlichkeit gewarnt werden – nicht nur vor der Wirtschaftskrise sondern mehr noch vor einer Krise der ethischen Werte, ja vor der leichtsinnigen *Umkehr* der Werteskala einer Gesellschaft, die sich mehr und mehr zersetzt.

Dieses Jahr haben Regierung, Ministerien, Gemeinden und

sämtliche öffentliche Einrichtungen ihren Haushalt auf der Ausgabenseite gekürzt. Öffentliche Bauarbeiten wurden eingestellt, Rentenzahlungen eingefroren, Beamtengehälter gesenkt und Investitionen gestoppt, und man hofft auf ein Wirtschaftswunder, das uns wieder Stabilität bringen soll.

Aber... wir haben einen sorgenfreien Hafen entdeckt, wo all dies keine Rolle spielt! Ähnlich dem Galiendort von Asterix und Obelix haben wir in Spanien unsere eigene kleine Stadt im Widerstand. Ein Städtchen, das sich weigert, seine Angestellten zu bezahlen, Mitarbeiter, die seit mehreren Monaten nicht einen einzigen Euro gesehen haben. Es ist das Städtchen Los Barrios in Cádiz – Andalusien. Und was wird in der Tageszeitung El País vom 22. April dieses Jahres aus den Büros der Gemeindebehörden berichtet?

“Computer abgeschaltet. Telefone tot. Licht aus. Und Beamte, die die Zeit im Dunkeln mit Schwatzen totschiessen, weil sie ihrer Arbeit im Auftrag der Allgemeinheit nicht nachgehen können. Das ist die Situation in verschiedenen Büros der Gemeindeverwaltung von Los Barrios (Cádiz), einem Ort mit 23'000 Einwohnern. Das Kultur- und Bildungsamt, das Liegenschaftsamt, die Werkstätten der Gemeinde, das Städtische Museum und die Ressortabteilungen der Stadtverwaltung sind die Bereiche, die gestern wegen Zahlungsunfähigkeit ohne Strom verblieben. (El País vom 22. April 2010)

Nanu! Zur Arbeit gehen und nicht arbeiten können, weil kein Strom da ist, das muss ja ein aufregendes Abenteuer sein... und in der Tat ist es in Spanien bereits zum „Sport“ geworden, für Bosse zu arbei-

ten, die keine Löhne zahlen. Doch das eigentlich Skandalöse an der Sache kommt in einer Schlagzeile zum Ausdruck, die nur knapp einen Monat früher in der Presse erschienen war: **Die Kommunalverwaltung von Los Barrios gewährte eine Subvention von 50'000 Euros für die Organisation von Stierkampfveranstaltungen in der Stadt!**

Offenkundig sind hier nicht Politiker am Werk, die sich um die Bürger und deren Bedürfnisse kümmern. Wie sollten Menschen vom Blut unschuldiger Tiere profitieren, das die Strassen Plätze ihrer Stadt besudelt? Die Antwort liegt auf der Hand: Sie profitieren nicht. Aber wenn nicht sie, wer dann?

Es sind die Stierkampfveranstalter, die die Feste organisieren und die Stierhändler, die ihre Tiere für den Foltertod züchten und verkaufen. Man greift zu primitivster Demagogie (in bestimmten politischen Kreisen durchaus eine geläufige Währung), um das Ungeheuerliche schmackhaft zu machen: „Wir erhalten Arbeitsplätze und unterstützen lokale Unternehmen, was in

einer Krise wie dieser von fundamentaler Bedeutung ist!“, lauten etwa die Argumente von Seiten der Verwaltung, wie wir Spanier sie, sprachlos, ungläubig, beim Lesen der Tagesneuigkeiten zu Gesicht bekommen... und ich habe bis heute noch nie gehört, dass irgend ein Politiker darob vor Scham auch nur errötet wäre.

Während also der Stierkampf über die Medien den Wert dieses Wirtschaftszweigs und seiner Erhaltung predigt (der hier wohlweislich nicht als Kunst, Kultur oder Tradition gepriesen wird, sondern als unerschöpfliche Quelle des Reichtums für unser Land), schlägt uns die Realität ins Gesicht, wenn wir von der widerlichen Chronik der Stierkämpfe zu den Spalten der Wirtschaft weiterblättern. Es ist, als wäre von zwei verschiedenen Ländern die Rede! Eine Informationsschizophrenie, die von der Stierkampfindustrie orchestriert und gespeist wird und die beschämende Realität unseres Landes vernebeln soll: Die millionenschweren Subventionen aus öffentlichen Kassen für Stierkampfschulen, Stierkampfklubs und Fanclubs, für den Bau neuer Are-



Wie soll ein Kind verstehen, dass man Tiere oder schwächere Menschen nicht quälen darf, wenn solche Bilder zur Belustigung des Publikums in Spanien und in der Welt noch immer normal und selbstverständlich sind? Die Fondation Franz Weber ist und bleibt in Spanien aktiv für das Ende des Stierkampfs tätig.

nen und die Renovation bereits bestehender, für die Organisation von Volksfesten und Stierrennen, für die Verbreitung und Förderung des Stierkampfes, die Errichtung von Stierkampfmonumenten, und so weiter und so fort – alles ist möglich, alles „geht durch“.

Sprechen wir von Wirtschaft

In der Debatte „Stierkampf ja – Stierkampf nein“, die in Spanien so aktuell ist wie noch nie, steht Katalonien an vorderster Front bei der Abschaffung von Stierkämpfen. Vor den Augen von Journalisten und Politikern schwenkt die Stierkampflobby stramme Zahlen über die angebliche Generierung von Reichtum, die sie mit keinem einzigen offiziellen Dokument belegen kann. Es ist mehr als verdächtig angesichts der bis auf wenige Ausnahmen fast leeren Stierkampfarenen, angesichts der Krise in der Viehhaltung infolge steigender Getreidepreise, und angesichts der Krise in der Geldbörse der Bürger, die nicht einmal das Eintrittsgeld (alles andere als billig!) zu den Arenen zahlen können, dass diese Industrie 1,5 Milliarden Umsatz zu erzielen behauptet!

Meine Theorie ist – man möge mir die Ironie verzeihen – dass dieses Geld tatsächlich umgesetzt wird. Es fließt aus den Ministerien und Gemeinden und landet nach einer sehr kurzen Reise direkt in den Bankkonten der Unternehmer. Etwas riecht hier nach Korruption, riecht umso schrecklicher, wenn es gleichzeitig an Schulen fehlt und Kinder zum Lernen in baufälligen Gebäuden sitzen müssen, wenn Wartelisten für lebenswichtige Operationen länger und länger werden und Patienten bereits tot sind, wenn der

Operationstermin bekannt wird, wenn Renten gekürzt und eingefroren werden, wenn das Budget für wissenschaftliche Forschung beschnitten und der öffentliche Protest gegen die blutigen Veranstaltungen, die uns als Nation von Barbaren brandmarken, immer lauter wird – und wenn diese Spiele trotzdem automatisch mit Geldströmen aus öffentlichen Kassen künstlich am Leben gehalten werden.

Irgendetwas übersteigt hier das Fassungsvermögen.: Was haben die Behörden davon, so vorzugehen? Warum so stur und verbissen weiterfahren mit diesem ganzen Elend, mit der Folter, dem Blut, der Grausamkeit, die unser Image als Gesellschaft besudeln, wenn doch die große Mehrheit der Bürger sagt: „Es ist genug!“?

Die Theorie von «Brot und Spiele»

Vielleicht finden wir die Antwort in der uns von den alten Römern überlieferten Theorie der „Brot und Spiele“. Wenn Probleme auftreten, gib dem Volk Spiele, damit es vergisst, dass es kein Brot gibt. Eine Strategie der Zerstreuung... und, was noch beunruhigender ist: Die Strategie der Nicht-Bildung, der der Nicht-Erziehung, sodass die Menschen nicht mehr imstande sind, selber nachzudenken und ihren kritischen Geist zu schärfen. Und in Krisenzeiten (aber auch in guten Zeiten, darüber müssen wir uns im Klaren sein) gilt: je weniger der Bürger nachdenkt, desto besser.

So marschieren wir als willenlose Roboter der einzigen Zerstreuung zu, die uns von der Verwaltung gratis dargeboten wird, damit wir glücklich sind und Spass haben mit unserer Familie. Wir sind zufrieden

und vergnügt, während der Bürgermeister die Gelegenheit nutzt, um in der Menge badend die Massen anzuziehen. Mit abgestumpften Sinnen schauen sich alle ein Blutbad an, ein Anblick, an den sie sich schon von Kindesbeinen an gewöhnt haben. Auf den Gesichtern ist kein Anzeichen von Anteilnahme zu erkennen. Wie römische Imperatoren verteilen die Bürgermeister Geld an die Unternehmer, Geld, das dem Volk gehört, damit es immer weiter abgestumpft wird.

Und als wäre dies alles noch nicht genug, werden bei diesen Veranstaltungen Menschen in Gefahr gebracht. Allein dieses Jahr sind bei Stierfesten bereits rund 10 Menschen ums Leben gekommen. Wurde wegen dieser Todesfälle auch nur auf einen einzigen Tag der Feierlichkeit

ten verzichtet? Mitnichten! Ausser... in jenem Dorf, wo der Bürgermeister um eine Schweigeminute bat, nachdem ein Stier einer Frau die Hörner ins Gesicht stiess und sie an den Verletzung starb. Doch die Festveranstaltung ging am selben Tag weiter, das Programm der "Fiestas" der restlichen Woche blieb unverändert.

Manchmal, oder besser gesagt immer, verspüre ich eine tiefe, befremdliche Scham in Anbetracht solcher Ereignisse. Es ist eine kollektive Scham, die von Millionen von Spaniern geteilt wird. Das macht es trotzdem nicht erträglicher.

Ein Land ohne Licht

Wenn die einen fordern und erhalten, warum können es nicht alle? Warum haben nicht alle dasselbe Recht? Wenn die Behörden in diesem Land an-

scheinend eine Truhe mit Millionen von Euros in Verwahrung haben (im Jahr 2009 wurden, so die Berechnungen, über 700 Millionen Euros für Stierkämpfe genehmigt), um sie nach Gutdünken an die verschiedenen Stierkampfunternehmer zu verteilen, müssten die anderen Wirtschaftsbereiche Zugang zu der selben Art von Subventionen haben. Wie bereits eingangs erwähnt, ist die Realität jedoch die, dass es hier nicht einmal mehr finanzielle Reserven zur Zahlung der Stromrechnung in den Gemeinden gibt. So wird Spanien langsam wie die Gemeinde Los Barrios zu einem Land ohne Licht.

Doch will ich meine Kolumne nicht mit einer so dunklen Botschaft beenden, ganz im Gegenteil: Katalonien hat bereits damit begonnen, ein Licht anzuzünden, für man-

che ein mächtiges Licht, indem es die Stierkämpfe in seiner Region verboten hat.

Dieses Licht, das am 28. Juli dank der breiten Mehrheit der Abgeordnetenstimmen im Katalanischen Parlament zum ersten Mal aufflammte, wird uns als Wegweiser dienen und uns den Pfad erleuchten, den immer mehr Bürger einschlagen: Den Weg der Ethik gegen die Art, wie wir Tiere behandeln. Ein Licht, das nicht dazu da ist, die Gemeinde von Los Barrios zu erleuchten (und noch viele andere Gemeinden, die die selbe Subventionspolitik betreiben), sondern das den Weg erhellt, den wir Spanier nun eingeschlagen haben und das nicht mehr erlischt: Der Weg, der dahin führt, unseren grausamen Traditionen mit Tieren endlich ein Ende zu setzen.

Ich bestelle ein Jahresabonnement des Journal Franz Weber à CHF 20.–

 Deutsch

 Französisch

für mich persönlich

Name und Vorname: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

als Geschenk (in diesem Falle bitte beide Adressfelder ausfüllen)

Name und Vorname: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

Das Journal Franz Weber ist anders:

- unerschrocken
- total unabhängig
- kompromisslos in der Verteidigung der Wahrheit und spannend

Schade, dass es nur 4 mal im Jahr erscheint!

Sichern Sie sich die nächsten 4 Nummern zum Preis von nur 20 Franken (€ 20.–)



Ich möchte Gönnermitglied der Stiftung Franz Weber werden und bezahle deshalb CHF 40.– (oder mehr) ein. Damit erhalte ich das «Journal Franz Weber» gratis.
Talon einsenden an: FONDATION FRANZ WEBER, Case postale, CH-1820 Montreux



Ein Vermächtnis zugunsten der Tiere



Unsere Arbeit ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, wer-

den nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.

Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus noch den Tieren zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen der Fondation Franz Weber zu gedenken. Der Satz in Ihrem eigenhändigen Testament: «Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____» kann für unzählige Tiere die Rettung bedeuten.

Bitte beachten Sie

Damit ein solcher Wille auch wirklich erfüllt wird, sind ein paar Formvorschriften zu wahren:

1. Das eigenhändige Testament muss eigenhändig vom Testamentgeber geschrieben sein. Dazu gehört

auch die eigenhändige Nennung des Ortes und des Datums sowie die Unterschrift.

In ein solches Testament ist einzufügen: «Vermächtnis. Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____».

Um sicherzugehen, dass das eigenhändige Testament nach dem Tode nicht zum Verschwinden kommt, ist zu empfehlen, das Testament einer Vertrauensperson zur Aufbewahrung zu übergeben.

2. Wer das Testament beim Notar anfertigt, kann diesen beauftragen, das Vermächtnis zugunsten der Fondation Franz Weber ins Testament aufzunehmen.

3. Wer bereits ein Testament erstellt hat, muss dieses nicht unbedingt ändern, sondern kann einen Zusatz von Hand schreiben: «Zusatz zu meinem Testament: Ich will, dass nach meinem Tode der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, Fr. _____ als Vermächtnis ausbezahlt werden. Ort und Datum _____ Unterschrift _____» (alles eigenhändig geschrieben).

Viele Tierfreunde sind sicher froh zu wissen, dass durch ein Vermächtnis an die steuerbefreite Fondation Franz Weber die oft sehr hohen Erbschaftssteuern wegfallen.

Spendenkonten

FONDATION FRANZ WEBER

CH-1820 Montreux
CCP 18-6117-3
(rosa Einzahlungsscheine)

**Landolt & Cie
Banquiers
Chemin de Roseneck 6
1006 Lausanne**

Konto:Fondation Franz Weber



LET SEALS LIVE



Eine moderne Form der Sklaverei

■ Alike Lindbergh



Skaven. Gequält, gehetzt, geschlagen, geschunden, ausgenützt bis aufs Blut... Früher waren es Menschen, heute sind es die Tiere.

Wären nicht mutige, hochherzige Menschen in dunkler Vergangenheit aufgestanden, die Gemüter wachzurütteln und die furchtbaren, jahrhunderte alten Sitten diverser Zivilisationen abzuschaffen, so würde die Sklaverei zweifellos an vielen Orten der Welt schamlos weiterhin praktiziert. Tatsächlich existiert sie bei einigen Völkern bis heute, und bekanntlich gelangt sie über deren in Europa lebende Angehörige manchmal bis direkt vor unsere Haustür...

Eine Dienerschaft von Affen

Aber gottseidank ist die Sklaverei heute offiziell verboten, verpönt und geächtet. Die von der jüdisch-christlichen Zivilisation – der unseren – praktizierte Sklaverei aber wird die Geschichte ewig mit einer umso brennenderen Schande belasten, als die Zeit, da gewisse Menschen sich über andere zur absoluten Macht erhoben, noch nicht sehr lange zurückliegt. Ich habe selbst die Überbleibsel der ‚guten alten Zei-

ten‘ des Kolonialismus kennen gelernt, habe gewisse meiner Landsleute ihre kongolischen Hausangestellten „macaque chauffeur“ (Affe Chauffeur) oder „macaque cuisinier“ (Affe Koch) nennen und die gleichen Personen behaupten und wiederholen hören, die „Eingeborenen“ seien in keiner Weise mit den Weissen vergleichbar, es sei lächerlich anzunehmen, sie würden leiden so wie wir. Das Nervensystem dieser Unterentwickelten sei, so hörte ich mehrfach dozieren, nur rudimentär ausgebildet, und sie hätten weder das gleiche Gewissen noch das gleiche Schmerzempfinden oder gar die Gefühlskapazität der „Zivilisierten“. Da sie nicht „entwickelt“ seien, seien sie „unfähig, selbständig zu denken und könnten von grossem Glück sagen, Herren zu haben, die sie führten und ihnen sagten, wie man lebe und was zu tun sei!“

Die Skaven von einst, die ihren Herren ausgeliefert waren, wurden als Arbeitstiere angesehen; man braucht nur einen Blick auf die Packesel der Mittelmeerländer zu werfen, um nachzuvollziehen, was Millionen armer Menschen von Seiten ihrer „höheren“ Artgenossen erleiden mussten: Es handelt sich in beiden Fällen um die gleiche Grausamkeit.

Wir sind immer noch Sklaventreiber

Natürlich gab es auch gute Herren, ja sogar Exzentriker,

die von der Gesellschaft ausgelacht wurden, weil sie ihre Skaven als Freunde behandelten. Dem gegenüber stand eine hohe Anzahl entsetzlicher Rohlinge, wie sie Simon Legrée im bekannten Buch Onkel Toms Hütte auf abstossende Weise lebendig werden liess. Vor allem aber gab es da die breite Masse der Gleichgültigen, für die die Sklaverei normal war: Skaven waren unverzichtbar, besaßen aber natürlich keine Seele, und man konnte alles von ihnen verlangen, ihnen alles auferlegen: Das war nun einmal ihre Aufgabe, Gott hatte es so gewollt, denn er hatte sie ja intellektuell minderwertig geschaffen!

Es gehört heute zum guten Ton, sich darüber zu entrüsten und doch... alle die damals geläufigen, albernen und beleidigenden Begriffe, die den Skaven gegenüber verwendet wurden, sind weiterhin im Gebrauch, scheinbar ohne dass sich jemand darüber aufregt: die gleichen Phrasen, die gleiche eingebildete Dominanz, die gleiche Unfähigkeit, seine Mitmenschen zu verstehen, die gleiche Gleichgültigkeit gegenüber ihren Gefühlen und ihrem Leid kommen überall und andauernd den TIEREN gegenüber zum Ausdruck, die – ob als Zucht- oder Haustiere – uns hilflos und wehrlos ausgeliefert sind.

Nein! Wir haben die Sklaverei noch nicht überwunden! Gewiss, wie einst die menschlichen Skaven, haben auch

manche Tiere gute „Herrchen“ oder „Frauchen“ - einige besonders Glückliche unter ihnen sogar echte menschliche Freunde – aber ach! die meisten gehören achtlosen oder brutalen Besitzern.

„Tiere sind dem Menschen unterlegen“

Man möge mir verzeihen, dass ich das nicht akzeptieren kann. Dass ich mich schäme, einer Spezies anzugehören, deren emotionale Intelligenz so mangelhaft ist, dass sie die Not einer Katze, den Hilferuf eines Esels, die Panik eines Vogels, die Atemnot eines Fisches, die Verzweiflung eines Hundes nicht als das wahrnehmen kann, was sie sind: der Beweis ihrer großen Sensibilität.

Unsere verächtlichen Vorurteile gegenüber den Tieren sind Legion, und obwohl bloss Behauptungen, werden sie in den Rang indiskutabler Dogmen erhoben wie beispielsweise: „Tiere sind dem Menschen unterlegen“, „Tiere haben keine Seele“, „Man kann nicht von tierischer Intelligenz sprechen, es ist alles nur Instinkt“, „Tiere haben weder Gewissen noch Moral“ oder „Tiere wurden nur geschaffen, um den Menschen zu ernähren und ihm zu dienen“. Überall, selbst in aufgeklärten Kreisen, gibt es immer jemanden, der ohne Erröten solche Ungeheuerlichkeiten von sich gibt, die vor allem eins verraten: die unerhörte menschliche Eitelkeit.



Julia beim Welpenhändler vor ihrer Adoption: verzagt, verängstigt, hoffnungslos – aber mit einem Herzen voller Sehnsucht.

Der Tag, an dem wir vor Scham vergehen werden

Sollen somit alle lebenden Kreaturen auf der Erde, die nicht zu unserer Spezies gehören, ohne die Fähigkeit zu denken und zu überlegen geboren sein? Nicht bewusst fühlen, reflektieren und analysieren können? Und sollen ihre Leiden daher keine Rolle spielen?

Dieses Konzept des Tieres als Maschine, das so unwahrscheinlich ist, dass es jedem in die Augen springen müsste, der auch nur über einen Funken gesunden Menschenverstandes verfügt, wird langsam – Gott sei Dank! – durch die Erkenntnisse der Ethologie (Verhaltensforschung) in Frage gestellt, einer neuen Wissenschaft, die seit langem die alten Vorstellungen ins Wanken hätte bringen müssen, die jedoch fein säuberlich bei jeder sich bietenden Gelegenheit marginalisiert oder gar ignoriert wird. Diese Entdeckungen zwingen uns dazu, unsere hochgestochene Meinung von uns selbst nach unten zu korrigieren.

Doch früher oder später – die Wahrheit kommt schließlich immer ans Licht – wird die Ethologie zurückschlagen und das schwachsinnige Konzept des nicht denkenden Tieres über den Haufen werden, und, wie Boris Cyrulnik* geschrieben hat: „Am Tag, an dem man endlich begreifen wird, dass ein Denken ohne Sprache bei den Tieren existiert, werden wir vor Scham darüber vergehen, dass wir sie in Zoos eingesperrt und durch unser Gelächter beleidigt haben.“

Wir werden, so hoffe ich, auch deshalb vor Scham vergehen, weil wir sie als Versuchstiere benutzt haben, weil wir sie gefoltert, ihrer Jungen beraubt, ein Leben lang angekettet und sie aus bloßer Lust am Töten getötet haben, dass wir ihnen schwere Lasten aufgebürdet und sie für unsere Kriege benutzt, ihnen das Rückgrat gebrochen und Geschirre aufgezwungen haben, die ihnen das Maul zerrissen, dass wir sie in unseren Corridas mit Lanzen durchbohrt, ihnen die Hörner abgesägt, Schwanz und Ohren abgeschnitten haben

etc. ... die Liste der Qualen und Misshandlungen, die der Mensch den Tieren jederzeit bedenkenlos und gewissenlos zufügt, ist unendlich und beweist nicht nur die einzigartige Grausamkeit unserer Spezies, sondern auch ihre geistige Unfähigkeit, zu verstehen, was ein Wesen empfindet, das sich nur sehr geringfügig von ihm, dem Homo „sapiens“ unterscheidet...

Kommunizieren mit Intelligenzen ohne Sprache

Aber während wir auf die erneute Abschaffung der Sklaverei – diesmal die Sklaverei der Tiere – warten, propagieren selbst renommierte Wissenschaftler immer noch die rückständigsten Ideen in Bezug auf die vorgebliche Unterlegenheit der Tiere, als ob der Mensch, seiner Defizite bewusst und von Minderwertigkeitskomplexen getrieben, sich neurotisch an pathologische Verteidigungen klammern würde und seine Überlegenheit auf die schlechtmöglichste Weise zeigen wollte – durch Herabsetzung der Anderen. Habe ich nicht erst kürzlich im Fernsehen einen bekannten Neurologen und Hirnspezialisten gehört, der mit selbstgefälligem Lächeln erklärte, dass „der Mensch die einzige zur Selbstanalyse fähige Spezies“ sei?

Pardon, Doktor, aber... wie wollen Sie das wissen? Können Sie die Gedanken der Tiere lesen? Und wenn ja, wie? Es erscheint mir doch recht wenig wissenschaftlich, etwas zu behaupten, wofür Sie keinerlei Beweismöglichkeiten haben, denn soviel ich weiß, ist der Mensch, abgesehen von den aktuellen Entdeckungen der Verhaltensforschung – die Ihnen nun gera-

de zu widersprechen scheinen – nicht in der Lage, mit anderen intelligenten Wesen zu kommunizieren, die ohne Sprache denken. (Als Beweis erwähne ich hier nur den Einsatz von Hellsehern durch Labors der Spitzenforschung von Armeen, die sich für Ufos und kleine grüne Männchen interessieren)...

Auf demselben Bildschirm konnte man einige Tage zuvor verfolgen, wie eine medienbekannte Tierärztin jemanden, der von den Reflexions- und Lernkapazitäten seines Hundes sprach, laut lachend belehrte: „Nicht doch, nicht doch! Seien wir seriös! Ein Hund kann doch nicht denken! Das ist eine durch und durch anthropomorphe Sicht!“

Und erst kürzlich beschloss eine Gruppe engagierter Moderatoren, die sich mit den besten Absichten gegen den Stierkampf verbündet haben, die Frage, ob der Stier leide (sic!), mit „egal, ob der Stier sich seiner Leiden bewusst ist, Stierkämpfe sind unakzeptabel...“ zu beantworten.

Dies sind nur ein paar wenige Beispiele unter Tausenden für



Julia heute: aufgeblüht, dankbar, geborgen im Kreis der Familie. Sie lebt nur der Liebe zu ihren Rettern.



Beim Welpenhändler: «Die ihr hier eintretet, lasst alle Hoffnung fahren» – Elfie, der kleine King Charles-Rüde, hatte aufgehört zu hoffen.

die seit Urzeiten in unserem Gedankengut verankerte Überzeugung: „Sie empfinden das nicht so wie wir“, die wir für unsere sogenannten „geringeren Brüder“ übrig haben.

Tierhölle

Mein ganzes Leben lang habe ich als Tierfreundin, Natur- und Verhaltensforscherin die Trennung nach Spezies und die sich daraus ergebenden beleidigenden Prinzipien bekämpft. Mein ganzes Leben lang hat meine schmerzliche Einsicht in das tierische Martyrium mich dazu getrieben, in Wort und Schrift angebliche Wahrheiten zu erschüttern, die seit Jahrhunderten tief im menschlichen Denken verwurzelt sind.

Genau darum bemühe ich mich seit zwanzig Jahren auch im Journal Franz Weber, unterstützt von ihm, der sein Leben dem Kampf gegen die verheerenden Auswirkungen des gewöhnlichen Speziesismus sowie dem Kampf gegen

den Tierhandel widmet, der bekanntlich das ganze Jahr über floriert!

Ich komme darauf zurück, weil ich dieses Jahr – einmal mehr – mit einer Tierhölle konfrontiert wurde, einem Welpenhandel, der das Bedürfnis nach Liebe (beim Menschen wie beim Tier) zu Handelszwecken ausnutzt.

In seiner „Göttlichen Komödie“ schreibt Dante, dass über dem Höllentor folgende Inschrift steht: „Die ihr hier eintretet, lasst alle Hoffnung fahren“. Dies fiel mir unvermittelt und mit brutaler Schärfe wieder ein, als ich eines trüben Vormittags im März die Tür zu einem Hundezwinger aufstieß, der reizende kleine Welpen feilbot – ein Geschäft wie so viele andere...

Die Gefährtin meiner letzten 14 Jahre, meine liebe alte Hündin, war zwei Tage zuvor gestorben und hier war ich... wohl in tiefer Trauer, aber mit

allen Möglichkeiten versehen, eines oder zwei der unglücklichen, um Liebe bettelnden Tiere glücklich zu machen, arme, sehnsüchtige Hundeseelen, die ich nicht warten lassen durfte und wollte, trotz meiner Verzweiflung über den erlittenen unersetzlichen Verlust.

Ein grausames und unlösbares Dilemma

Der Zwinger, den ich an jenem Morgen betrat, wies alle Anzeichen klinischer Respektierlichkeit auf: Alles blitzte vor Sauberkeit, und in der grellen künstlichen Beleuchtung war die lebende „Ware“ gut zu sehen. Die Papiere, die ich erhalten sollte, würden über alle erforderlichen tierärztlichen Stempel sowie über die geeigneten Zollvisa verfügen. Kurz gesagt, es hätte alles nicht ordentlicher erscheinen können, auch wenn gewisse Informationen (wie zum Beispiel das genaue Alter der Welpen) sich als unwahr herausstellten und in der Rubrik Herkunft: „Slowakei“ geschrieben stand. Ich befand mich also tatsächlich auf einem Sklavenmarkt für Hunde aus den Ostländern, die bekanntlich Welpen von Begleithunderassen zu Hunderten und Tausenden nach Westeuropa exportieren. Ein überaus einträglicher Handel, offenbar ebenso profitabel wie der Drogenhandel, aber unendlich weniger gefährlich! Zeitungen und Fernsehen haben zur Genüge darüber berichtet, haben seine Schrecken angeprangert und dazu aufgerufen, unbedingt die Hände davon zu lassen, unbedingt der Versuchung zu widerstehen, Opfer dieses Handels retten zu wollen und dadurch die skrupellosen Sklavenhändler zu bereichern.

Ein ewiges Dilemma, in diesem Fall besonders grausam

und unlösbar: Gibt man der Erpressung der Kidnapper, Terroristen und Händler aller Art nach und bezahlt, um einige Opfer zu retten, oder sollte man sich lieber abwenden und Tiere ihrem Schicksal überlassen, um die Kriminellen zu entmutigen?

Es gibt auf diese Frage keine richtige oder falsche Antwort. Allein unser Gewissen, unser Herz, und der Wille, das geringste Übel zu wählen und bestmöglich zu handeln, können unser Verhalten in einem solchen Fall steuern; und ich würde mich hüten zu behaupten, die eine oder andere Antwort sei die bessere: beide stimmen nicht hundertprozentig, beide sind diskutabel.

Massaker der Herzen

Wie dem auch sei, ich beschloss an jenem Morgen, zwei kleine, arme, liebeshungrige Wesen zu retten und sie aufzunehmen, einfach weil ich auf mein Herz hörte. Ich behaupte nicht, dass ich recht hatte. Ich beschloss einfach, das zu tun, was die ungeheure Bitte mich zu tun drängte, die aus all den zitternden, angstvollen Hundeseelen zu mir aufloderte. Ich hätte es mir nie vergeben können, wenn ich mich einfach umgedreht hätte und gegangen wäre, einer theoretischen Weisheit gehorchend statt dem elementaren Impuls der Nächstenliebe.

Das Beispiel des Zwingers, in dem ich meine zwei wunderbaren kleinen Hunde gefunden habe, erscheint mir deshalb besonders interessant, weil ich dort keinerlei Hygiene- oder Versorgungsmängel feststellen konnte. Die Hölle war nicht physischer Art. Misshandlung, Mangelernäh-

rung und Krankheiten fehlten. Die Leiden waren Leiden der Seele – Massaker der Herzen und des Geistes intelligenter und sensibler Wesen. Denn die Hölle für einen Hund ist es, niemanden zu haben, den er lieben kann, und nicht geliebt zu werden. Ein Hund lebt von Liebe, und auch wenn er gut ernährt und versorgt wird, versinkt er ohne Liebe in Verzweiflung. All diese niedlichen kleinen Welpen, die sich in den Käfigen und Zementboxen drängten, waren viel zu früh der Mutter entrissen worden, der armen, ausgebeuteten Welpengebärmaschine, und wurden seither, wenn auch nicht mit Brutalität, aber doch mit totaler Gleichgültigkeit behandelt. Man brauchte bloss zu sehen, wie sie von oben her am Kragen gepackt und hochgehoben wurden, um sie den Blicken des potenziellen Käufers darzubieten. Sie waren

Handelsware... Dinge, die Geld einbrachten, mehr nicht.

„Ich nehme sie!“

Während ich alle diese feilgebotenen Hundewesen beobachtete, wurde mir eines klar: Sie wussten offensichtlich ganz genau, dass die unbekanntenen Menschen, die um sie herum flanierten, sie aus der Hölle herausholen und ihnen vielleicht zu einem echten Leben verhelfen konnten. Fast alle bemühten sie sich stürmisch, die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich zu ziehen, wobei ihre Nervosität ihre Angst verriet. Sie drängten sich gegen die Gitterstäbe oder hoben den Kopf vom Boden ihrer Zementzellen, wobei sie am ganzen Körper bebten; oder sie sprangen hoch und versuchten die sich über sie beugenden Gesichter und die sich ausstreckenden Hände zu lecken.



Elfie heute. Ein glücklicher, selbstbewusster Hund, von Liebe und Dankbarkeit überbordend, fröhlicher Sturmwind in Haus und Garten.

Doch am ergreifendsten waren jene, die gar nichts mehr erwarteten, weil sie gewiss schon zu lange gehofft und gewartet hatten: Resigniert und apathisch wahrten sie einen gewissen Abstand zu ihren Leidensgenossen. In ihren Augen lag totale Hoffnungslosigkeit.

In einem Käfig auf einem Tisch zitterte und bebte eine winzig kleine weiß-rote Hündin an allen Gliedern. Sie hatte sich so weit sie konnte über ihren Leidensgenossen aufgerichtet und versuchte, mir das Gesicht zu lecken, so zart, so hinreißend und so begierig, mir zu gefallen, dass ich mich unvermittelt sagen hörte: „Ich nehme sie“, ohne einen weiteren Grund als den, ihr kleines verängstigtes Herz zu beruhigen. Und ich schloss meine kleine Julia in die Arme.

Elfie

Schließlich bemerkte ich hinter mir in einer Zementbox ein halbes Dutzend Welpen der gleichen Rasse (Zwergspaniel oder Cavalier King Charles). Alle wedelten mir entgegen bis auf einen, der im Hintergrund blieb. Elfie. Der Ausdruck von Entsagung auf dem stillen Hundegesicht war beinahe greifbar. Er war auf der Suche nach Liebe, wartete auf DAS LEBEN seit wie vielen Monaten? Er hatte aufgehört, zu glauben, hatte jede Hoffnung aufgegeben.

Und zum zweiten Mal hörte ich mich sagen mit entschlossener Stimme: „Den da nehme ich!“ – Die Verkäuferin, schon wieder überrascht, fragte: „Den da?“ – „Ja, den da!“ – „Dann nehmen Sie das Weibchen also nicht?“ – „Ich nehme beide!“, sagte ich. Und nahm

sie beide mit mir, weit fort von der Hölle des Zwingers.

Heute sind aus meinen zwei kleinen Märtyrern entzückende kleine Schelme voller Schalk und Daseinsfreude geworden und erfüllen Haus und Garten mit ihrem Schabernack und ihrer Lebenslust.

Früher war es im amerikanischen Süden üblich, dass reiche Plantagenbesitzer ihren Kindern einen kleinen Neger oder Mohren zur Unterhaltung schenkten, genau so wie man Kindern heute ein Kätzchen, ein Meerschweinchen, eine Schildkröte, einen Welpen kauft... Waren, Spielzeug, mit dem das Kind nach seinem Belieben umgeht, mit mehr oder weniger Sorgfalt und Intelligenz...

Nein, der Sklavenhandel ist nicht tot! – Es liegt an uns, ihn aus der Welt zu schaffen, das ganze Fundament zu verändern, auf dem unsere Verbrechen an den Tieren beruhen, – angefangen bei unserer Moral und den Gesetzen, die sie inspiriert.

An dem Tag, da beispielsweise die christliche Kirche (unter anderen!), die den Tieren die Seele abspricht oder wissenschaftliche Experimente an Tieren als „moralisch zulässig“ erklärt und in ihrem Katechismus lehrt, dass „Tiere nicht das Objekt von Liebe sein dürfen, die ausschliesslich dem Menschen zusteht...“ (Paragraphen 2417 und 2418), an dem Tag also, an dem die Kirche ihr mea culpa spricht, wie sie es auf anderen allzu menschlichen Gebieten getan hat, an dem Tag wird die wahre, die geheiligte Liebe endlich gesiegt haben.



Westaustralische Brumbies in Gefahr

Rätsel um die Lake Gregory-Pferde

■ Judith Weber



Begegnung mit wilden Kimberley-Pferden am Lake Gregory.

Noch nie hat die westaustralische Regierung wohl einen solchen Entrüstungssturm gegen einen amtlichen Beschluss erlebt. Nicht nur aus Australien selber kam der Aufschrei. Tausende von Protestbriefen fluteten per Post und Internet von Europa nach Perth in die Büros der 5 Minister, die auf den kommenden Oktober, wie im Journal Franz Weber Nr. 93 berichtet, den Abschuss aus Hubschraubern von 1500 Wildpferden am Lake Gregory beschlossen hatten. Den unzähligen Freunden der Fondation Franz Weber, die an die Minister geschrieben haben, und den vielen, die sich sogar die Mühe nahmen, uns Kopien ihrer Protestschreiben zuzustellen, sind

wir unendlich dankbar für ihre tatkräftige Unterstützung.

Erfolg

Die Nachricht, die man fast nicht zu erhoffen wagte, trifft am 23. September in Montreux ein: „Wild Horses Kimberley“ meldet überglücklich, die Regierung habe ihre Politik geändert und verzichte nun auf den Abschuss im Oktober am Lake Gregory. Stattdessen sei ein Überflug der Region mit dem Ziel einer „ehrlichen Zählung“ der Pferde angekündigt. Ein Gremium von Pferdespezialisten werde anschliessend entscheiden, wie die Pferde in Zukunft am besten zu kontrollieren und zu betreuen seien. „Dank sei euch allen, die ihr mitgeholfen habt, die-

se wunderbare Wendung herbeizuführen!“, jubelt Libby Lovegrove, Präsidentin von „Wild Horses Kimberley“. „Dank sei speziell der Fondation Franz Weber für die Finanzierung des grossartigen,

im August dieses Jahres gedrehten Films über die Lake Gregory-Pferde, der unsere Regierung umschwenken liess!“

Hohes touristisches Potential

In der Tat zeigt der Film die Bilder königlicher Pferde, herangebildet und prachtvoll modelliert im Lauf der Jahrzehnte von der einheimischen Natur. Es brauchte diesen Film, diese Aufnahmen, um dem Aboriginal Lands Trust, der das Land gepachtet hat, und der Regierung das touristische Potential vor Augen zu führen, das in diesen einzigartigen, von berühmten „Arabern“ sowie „Percherons“ abstammenden Pferden steckt.

„1500 bis 2000 Brumbies leben um den Lake Gregory, vermehren sich und richten grossen Schaden an der Umwelt an; Ihre Dezimierung ist daher unerlässlich!“, hatte die



Wachsamer Kimberley-Hengst mit Stuten.



Herangebildet und prachtvoll modelliert im Lauf der Jahrzehnte von der einheimischen Natur: Das unersetzliche Erbe der Lake Gregory-Pferde.

Regierung behauptet, um den angekündigten Massenabschuss zu rechtfertigen. Und sie führte noch ein anderes schlagendes Argument ins Feld: Es bestehe Anlass zur Befürchtung, dass die Tiere infolge ihrer Überzahl an Nahrungs- und Wassermanangel zugrunde gehen würden.

Wohin sind die 1500 Pferde verschwunden?

Der Filmcrew aus der Luft und Libby Lovegrove mit ihren Begleitern auf Vierradmotorrädern offenbarte sich ein anderes Bild, als sie nach mühsamen Verhandlungen mit den amtlichen Instanzen endlich am 23. August die Lake Gregory-Region offiziell betreten und überfliegen durften. In dem riesigen Gebiet, das angeblich von Brumbies buchstäblich wimmeln und kahl gefressen sein sollte, weideten genau 361 Pferde ruhig und friedlich in unabsehbarem, seidigem, von zahllosen Wasserarmen durchzogenem Grasland. Alles tagelange Suchen und Spähen nach den 1500 übrigen erwies sich als

vergeblich. Es waren 361 und nicht ein einziges mehr.

Die Freude über die Kehrtwende der Regierung vermag daher nicht die störende Frage nach dem Verbleib von mindestens 1500 wilden Kimberly-Pferden zu verdrängen. „Wild Horses Kimberley“ hat den Verdacht, dass eine gros-

se Zahl von Pferden schon vor Wochen heimlich zusammengetrieben, abgeschossen und vergraben wurde – was ein Ranger, der am Gregory-See lebt, Libby Lovegrove gegenüber hinter vorgehaltener Hand bestätigte.

Die Kimberly-Pferdeschützer sind daher wieder auf der

Jagd nach Finanzen: Sie wollen jetzt einen Helikopter mieten und das Gebiet westlich des Lake Gregory überfliegen, wo sie einen langen, zugeschütteten Graben vermuten... ein Pferdemonstrationsgrab!

„Es gibt keinen Abschuss, dafür werden wir alternative Lösungen für die Pferde finden“, verkündet der Minister für einheimische Angelegenheiten seit dem Erscheinen des Films immer wieder. Aber Libby Lovegrove und ihre Leute sind überzeugt: Er meint nur die 361, die den Abschuss überlebt haben. Wenn wir beweisen können, dass die übrigen Pferde hinterrücks abgeschlachtet wurden, dann haben wir gewonnen, dann sind alle anderen wilden Kimberly-Pferde ein für allemal gerettet – und mit ihnen das unersetzliche Erbe der westaustralischen „Araber“!

Weitere Enthüllungen in der nächsten Ausgabe.



Wild Horses Kimberley: „Es brauchte diesen Film, diese Aufnahmen, um der Regierung das touristische Potential vor Augen zu führen, das in den einzigartigen, von berühmten ‚Arabern‘ sowie ‚Percherons‘ abstammenden Pferden steckt!“

Massive Industrialisierung zerstört die letzten schönen Schweizer Landschaften

Windturbinen

■ Philippe Roch

Im umfangreichen Dossier der Windenergie erschüttern mich zwei Dinge ganz besonders: der Verlust der Achtung und der Liebe zu unserer Natur, sogar von Seiten sogenannter Umweltschützer, und das gewaltige Opfer, das diese Anlagen für einen unbedeutenden, ja negativen energiewirtschaftlichen Nutzen erfordern. Hunderte der riesigen, bis zu zweihundert Meter hohen Windturbinen sollen unsere letzten schönen Landschaften zerstören, nur um ein paar unwesentliche Prozente Strom zu erzeugen. Wer schon einmal die Windkraftanlagen beispielsweise in Andalusien gesehen hat, wird sicherlich erschrocken sein über die Verwüstung der Natur.

Hätten wir in unserem Land eine kohärente Energiepoli-



Die Errichtung von Windmühlenparks hinterlässt verheerte, für immer verdorbene Landschaften.

tik, könnten wir auf diese gigantischen Windradkomplexe überhaupt verzichten.

Mit ein wenig gutem Willen liesse sich unser Strombedarf

ganz bedeutend reduzieren, doch unsere gegenwärtige Politik zielt auf das genaue Gegenteil hin: Nehmen wir nur den Widerstand gegen das Verbot der Glühlampen (Antrag Neiryneck), oder die Förderung der Luftwärmepumpen durch das eidgenössische Bundesamt für Energie, inklusive diejenige der Luftpumpen, die in Wirklichkeit verschleierte elektrische Heizungen sind. Wir verschwenden massenhaft Energie durch die Pumpspeicherung, um Profit mit nachts billig eingekauftem, hauptsächlich aus Atomkraftwerken stammendem und tagsüber teuer verkauftem Strom zu machen. Die beiden Wasserkraftwerke von Emosson zum Beispiel verschleudern mit Pumpspeichern jedes Jahr 500 GWh. Um diesen Energieverlust auszugleichen, würden wären

167 Windturbinen wie diejenige von Dorénaz nötig!

Die geothermische Energie sowie die Solarenergie könnten nach und nach unseren Bedarf an Wärmeenergie decken. Würde man alle elektrischen Heisswasserboiler durch Solarkraftboiler ersetzen, würde mehr Strom eingespart als sämtliche Windkraft-Projekte jemals erzeugen könnten.

Mittelfristig betrachtet, übersteigt das Potential der Solarenergie mehrere tausend Mal unseren heutigen Energieverbrauch. Das Einfangen von nur 1 Promille dieser Energie dürfte für unsere Wissenschaftler und Techniker durchaus möglich sein, aber gerade die Solarenergie ist heute der arme Verwandte der Schweizer Energiepolitik.



Zufahrtsstrassen für Baumaschinen, Betonmischer und gigantische Bauteile, Rangierplätze für Lastwagen, Umschlagplätze für Baumaterial und gewaltige Erdbewegungen verwandeln schönste Naturgebiete und touristische Raritäten unwiderruflich in Industriegelände.

Die Raumplanung müsste für Windturbinenanlagen strengste Bestimmungen betreffend Standort, Zufahrten, Höhe der Anlagen, Umgebung, Naturgebiete und Landschaftszonen vorsehen. Doch die Bundespolitik in Sachen Raumplanung ist inexistent, und der jüngste Versuch einer Revision des Bundesgesetzes ist fehlgeschlagen. Umso unerlässlicher ist daher die Neuenburger Initiative für das Mitspracherecht des Volkes bei Windkraftprojekten. Volksabstimmungen über derart massive, landschaftsverändernde Anlagen sollten eigentlich selbstverständlich sein.

Gegen die Verbreitung von Windenergiekomplexen werden wir mit Widerstand und mit kühnen, intelligenten

Vorschlägen Recht bekommen, nicht indem wir jenen hinterher rennen, die genau das Gegenteil anstreben. Gewisse Leute, die sich blind-



Windturbinen sind tödliche Fallen für Zugvögel und Greifvögel.

lings und in guten Treuen in die übermässige Entwicklung der Windenergie stürzen, spielen den Promotern der Atomenergie in die Hände, die gleichzeitig die grossen Promoter der Windkraftturbinen sind. Ist unser Land erst einmal mit Hunderten hässlicher Anlagen übersät und unwiderruflich entstellt, ohne effiziente Energiesparpolitik, werden genau diese Kreise mit Leichtigkeit beweisen, dass die erneuerbaren Energien den steigenden Stromkonsum eben doch nicht auszugleichen vermögen, und dass folglich neue Atomkraftwerke gebaut werden müssen.

In dieser Situation, wo wir im Begriff sind, die letzten wunderbaren Landschaften unseres Landes der Zerstörung

preiszugeben, ohne dabei auch nur einen nennenswerten Energiegewinn zu erzielen, muss zwingend das Stimmvolk konsultiert werden. Ich bin Franz Weber und Helvetia Nostra dankbar für ihre Unterstützung der Neuenburger Initiative, die den Kantonsbürgern und -Bürgerinnen das Recht gibt, die geplanten Windkraftprojekte auf den Jurahöhen in voller Kenntnis der Sachlage entweder gutzuheissen oder zu verwerfen. Wir können nur hoffen, dass die anderen Schweizer Kantone gleichziehen werden.

*Philippe Roch
Ehemaliger Direktor des eidgenössischen Amtes für Umwelt,
Wald und Landschaft*

Windkraftanlagen in der Schweiz

Erfolgreiche Initiative gegen Windmühlenparks auf den Jurahöhen

Ein unbekannter Wind fegt über die politische Landschaft der Schweiz und weckt Bürger und Bürgerinnen aus dem angenehmen Dämmerzustand ihrer Illusionen über die Windkraft als gottgegebenes Heilmittel gegen die Energieverknappung.

„Der Urvater der Umweltschutzbewegung, Franz Weber, hat diese Woche zum ‚Sturmangriff auf die geplante Zerstörung der Jurahöhen durch Windmühlenparks geblasen“, schrieb „BIEL BIEN-

NE“. Die Wochenzeitung nahm Bezug auf die Pressekonferenz, die Franz Weber am 18. Oktober in Neuenburg zur Unterstützung des Initiativkomitees und des Vereins « Freunde des Mont Racine » durchführte. Ein Gegensturm empörter Kommentare und Angriffe aus Kreisen der Windkraftbefürworter blieb nicht aus.

Doch die Einwände der Verteidiger der noch unberührten Juralandschaften gegen die Industrialisierung der Jurahöhen sind gewichtig und müssen im ganzen Land gehört werden !

Einige Argumente präsentiert von Franz Weber und den „Freunden des Mont-Racine“ am 18. Oktober in Neuenburg

1. Zerstörung der Landschaft

Der Bau von 59 Windkraftanlagen an den fünf vorgemerkten Standorten schadet der Schönheit und landschaftlichen Vielfalt des Jurabogens. Die übermässige Höhe der Windkraftanlagen mit 150 Metern sowie ihre Zusammenballung an einzelnen Standorten ist eine nicht wieder gut zu machende Verschandelung des einzigartigen Panoramas dieser Region. Die wunderschöne Landschaft

wird dadurch in eine Industriezone verwandelt. Die Infrastruktur, die ein solches Projekt erfordert: Zufahrts- und Verbindungsstrassen, Rangierplätze für Lastwagen, Plätze für Materialdepots und Materialumschlag, Betonfundamente von 450 bis 1'000 km³ für jede einzelne Windturbine etc. wirken verheerend auf die Umwelt und Natur der betroffenen Gebiete.

2. Drohender Einbruch im

Tourismus des Kantons Neuenburg

Die Entstellung des Jurabogens durch den Bau riesiger Windkraftanlagen wird sich unfehlbar verhängnisvoll auf den Tourismus auswirken. Die Region wird ihre ganze Attraktivität und ihren touristischen Wert aufgrund der Landschaftszerstörung verlieren.

Das Bundesamt für Umwelt schreibt im Magazin «Umwelt», Nr. 2, 2003:

«76% der Schweizer, die ihre Ferien im Inland verbringen, geben Natur und Landschaft als Grund für ihre Wahl an. 83% der Touristen aus dem Ausland finden unsere Landschaften ausserordentlich schön.»

3. Schaden für die Tierwelt

Die Errichtung und der Betrieb von Windkraftanlagen verursachen grosse Belästigungen der Anwohner sowie der einheimischen Fauna durch Lärm- und Lichtimmissionen. Bereits vor der Inbetriebnahme belasten die ständigen Durchfahrten von Lastwagen, die die notwendigen Baumaterialien transportieren, die unversehrten Ruhezone der Neuenburger Berge schwer. Diese Schäden erhöhen sich bei Aufnahme des Betriebs noch um ein Vielfaches.



Erste brutale Einschnitte: Kabelverlegung in werdendem Windturbinenkomplex.



So beginnt das Sterben der Landschaft: Aufbau des Fundaments einer Windkrafturbine.

Nebst der Belästigung durch Lärm- und Lichtimmissionen bilden Windkraftanlagen ein hohes Risiko für die Vogelwelt. Vögel stossen mit den Flügelblättern der Windräder zusammen oder geraten in den Sog der Turbinen. Auf den Höhenzügen des Jura ist dieses Risiko besonders ausgeprägt.

4. Plünderung der Umwelt zum alleinigen Profit der Investoren und Bauherren
Seit der Einführung der Bundessubventionen zur Förderung erneuerbarer Energien im Jahr 2008 ist die Anzahl Projekte explosionsartig gestiegen, da Investoren, Bauherren und Grundbesitzer sich grosse Gewinne auf dem Buckel der Steuerzahler erhoffen.

Aus dem Artikel zu den Windkraftanlagen im Journal Franz Weber Nr. 91:

Gewinn pro Windkraftanlage für die Investoren und Bauträger: 1 Million Schweizer Franken auf 20 Jahre, durch den Staat garantiert. Gewinn für die Grundbesitzer: 15'000 bis 40'000 Schweizer Franken pro Jahr.

5. Äusserst geringes Energiepotenzial

Momentan sind in der Schweiz

23 Windkraftanlagen im Betrieb. Diese sind für 0.1 Prozent der in der Schweiz produzierten Energie verantwortlich. Bis 2035 sollen 375 Windkraftanlagen laufen; diese entsprechen nur gerade 2.5 % der Energiebedürfnisse der Schweiz. Längerfristig, d.h. bis 2050, soll der massive Bau von 800 Windkraftanlagen in unserem Land bis zu 7 Prozent unseres Energieverbrauchs decken.

(Quelle: Terre et Nature, 14.10.2010, Interview mit Martin Kerner – Verantwortlicher Westschweiz von Suisse Eole)
Zusätzlich gilt es zu bemerken, dass die Windkraftanlagen auf den Höhen des Jurabogens aufgrund der lokalen Windverhältnisse nur während 1,5 bis 2 Tagen von 10 betrieben werden können.

Gemäss einer Berechnung des ehemaligen Direktors des eidgenössischen Bundesamtes für Umwelt, Philippe Roch, decken 1000 Windkraftanlagen (130 bis 180 Meter hoch) nur 3 Prozent des Energiebedarfs der Schweiz. Diese 3 Prozent könnten einfach eingespart werden, wenn wir die aktuelle Energieverschwendung in der Schweiz beenden würden. Erinnern wir daran, dass die Schweiz 1939-1945 über 50 %

der verbrauchten Energie einsparen konnte.

Eine Disziplin, die wir wieder lernen müssen

Ist es denn so schwierig, das Licht auszuschalten, wenn wir ein Zimmer verlassen, die Standby Funktion auszuschalten bei Geräten, die wir nicht brauchen? Das heisse Wasser nicht laufen zu lassen, während wir uns die Zähne putzen? Müssen unsere Städte wirklich die ganze Nacht taghell erleuchtet sein? Müssen wir sämtliche Parks, Gärten, Strassen und Plätze mit Laubbläsern säubern? Muss wirklich jede manuelle Arbeit durch Apparate und Maschinen ersetzt werden, während die Arbeitslosigkeit unaufhaltsam steigt? Brauchen wir denn unbedingt Offshore-Rennbote und Schneemobile, die die Umwelt schädigen und verpesten und die Ruhe unserer Seen und Berge zerstören, und deren Fabrikation allein schon Millionen von Kilowattstunden verschlingt? Wir könnten diese Liste endlos weiterführen...

„Windkraftanlagen für saubere Energie!“ Im Zusammenhang mit diesem Slogan und dieser Politik sehen Investoren und Bauträger eine Perspektive für uneingeschränkte Geschäfte und Profite. Geschäfte auf Kosten der Energiekonsumenten und Steuerzahler. Denn es ist das Geld der Energiekonsumenten und Steuerzahler, das den Strom aus Windkraftanlagen erst rentabel macht !

Ein ausführlicher Bericht über Windkraftanlagen in der Schweiz und ihre Hintergründe folgt in der nächsten Ausgabe des Journal Franz Weber.

Von der Macht- zur Masswirtschaft

Die Wirtschaft neu denken – und entsprechend umgestalten

■ Hans-Peter Studer

Ende, Wende oder Wende am Ende, das sind die Alternativen, vor denen wir heute als Menschheit, aber auch als Einzelne stehen. Ob es uns gelingt, das Sinken des leckgeschlagenen Weltwirtschaftsdampfers noch zu verhindern oder uns wenigstens rechtzeitig an neue Ufer zu retten, hängt von uns ab.

Rund 20 Jahre nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in Osteuropa muss man wahrlich kein Prophet sein, um vorzusagen, dass Gleiches bald schon auch dem Kapitalismus bevorsteht. Immer verzweifelter und hektischer werden die Rettungsversuche der Regierungen, mit denen sie die Finanzmärkte, Banken, Grosskonzerne und inzwischen ganze Staaten vor dem Kollaps, respektive Bankrott bewahren wollen. Sie pumpen auf Kosten der Steuerzahler und zulasten des kleinen Mannes Unsummen an Geld und Garantieverprechen in ein System, in welchem sie die grenzenlose Spekulation und die Gier der Banken und Topmanager damit aber nur noch weiter anheizen. Die verfahrenere Situation gerät so immer weiter aus dem Ruder und ausser Kontrolle, und die Staatsverschuldung steigt in stets gigantischere Höhen.

Gleichzeitig zeigt uns die Natur immer unerbittlicher die

natürlichen Grenzen unserer auf unendliches Wachstum ausgerichteten Konsum- und Verschleissgesellschaft auf. Dass sich dabei ausgerechnet vor den Küsten der USA aus den Bohrleitungen einer explodierten Ölplattform diesen Sommer während Wochen Unmengen von Öl in den Golf von Mexiko ergossen, war ein Menetekel, das sich kein Dramaturg besser hätte ausdenken können. Und auch die Vulkanaschewolke über Europa konnte als eindrückliches Mahnmal der Natur gegen den modernen Mobilitätswahn verstanden werden.

„Die Geister, die ich rief...“

Wir alle wissen, dass wir den Verbrauch an Öl und anderen fossilen Brennstoffen – geschweige denn denjenigen an Atomenergie – nicht mehr weiter steigern, sondern vielmehr drosseln sollten. Wir sind jedoch als Einzelne und als Gesellschaft kaum in der Lage und willens, daraus die dringend nötigen Konsequenzen zu ziehen. Auch diesbezüglich befinden wir uns mit unserem heutigen Wirtschaftssystem auf einem Kollisionskurs, der nur in einer Katastrophe respektive einem gigantischen Zusammenbruch enden kann. Man muss kein Klimaforscher, kein Meeresbiologe, kein Agrarfachmann und kein Ökologe sein, um zu wissen, dass dieser Zusammenbruch ständig näher rückt.

Wir gleichen heute immer mehr Goethes Zauberlehrling, der die Geister, die er gerufen hat, nicht mehr los wird. Er hat sie mit der Zauberformel, die er seinem Meister abgelauscht hat, ins Leben gerufen und weiss nun nicht, wie er sie wieder stoppen kann. Sie tragen immer noch mehr Wasser – sprich: Wohlstandsgüter – herbei, überschwemmen damit das gesamte Haus, das heisst unseren Lebensraum, und machen es allmählich unbewohnbar. Eigentlich können wir unser existenzielles Problem nur lösen, wenn wir die Formel finden, wie wir den Wasserträgern Einhalt gebieten können. Und das wäre eigentlich gar nicht so schwierig.

Eigennutz, Habgier und Machtstreben als verhängnisvolle Triade

Es wird immer offensichtlicher: Auf Eigennutz, Habgier und Machtstreben lässt sich kein funktionsfähiges gesellschaftliches System aufbauen. Genau das aber haben wir seit Adam Smith getan, und der Neoliberalismus hat das Ganze noch auf die Spitze getrieben. Wenn jeder nur für sich selber schaut und schauen soll, und wenn der Stärkste der Beste ist, dann kann das im Ergebnis nur verkehrt herauskommen. Es ist zwar richtig: Der Wohlstand wird so zunehmen, scheinbar ohne Ende, aber zu einem immer höheren Preis und verbunden mit wachsenden Ungleichgewichten und Spannungen. Zum finanziel-

len und zum ökologischen Pulverfass kommt dann auch noch die soziale Zeitbombe hinzu.

Wenn wir das – hoffentlich noch rechtzeitig – ändern wollen, dann müssen wir uns vorerst überlegen, was seinerzeit schief gelaufen ist. In seiner Aversion gegen religiöse Moralvorschriften „weinerlicher“ Theologen stellte der Urvater der modernen Ökonomie, Adam Smith, vor mehr als zweihundert Jahren den Eigennutz über die Nächstenliebe und als Antriebskraft ins Zentrum des Wirtschaftens. Zudem kombinierte er ihn mit Habgier und Machtstreben, in der Meinung, auch diese menschlichen Triebe seien gottgewollt und hätten in der Wirtschaft ihren natürlichen Platz.

Statt Habgier das menschliche Mass

Damit sprach er die Zauberformel für eine gigantische Fehlentwicklung, die im Zuge der industriellen Revolution schon wenige Jahrzehnte danach, während der Zeit des Manchester-Liberalismus, ihr hässliches Gesicht zeigte. Durch soziale und viel später auch durch ökologisch motivierte Regelnetze wurde es in der Folge zwar verschleiert. Nachdem der Neoliberalismus – nach dem vermeintlichen Sieg über den Kommunismus und im Kampf gegen den heraufbeschworenen Terrorismus – den sozialen und ökolo-

gischen Schleier massiv durchlöchert hatte, kam die Fratze des Kapitalismus jedoch in den vergangenen Jahren wieder klar zum Vorschein.

Jetzt sind wir herausgefordert, der Tatsache ins Auge zu sehen, dass wir ein Wirtschaftssystem geschaffen und gefördert haben, bei dem bezogen auf den Eigennutz und die Gier „hässlich nützlich und schön unnützlich ist“, wie das der berühmte Ökonom John Maynard Keynes einst ausgedrückt hat. Das zu ändern und den Wasserträgern Einhalt zu gebieten, ist eigentlich ganz einfach: Wir müssen anstelle des Einnutzes die Eigeninitiative, anstelle der Habgier das menschliche Mass und anstel-

le des Machtstrebens die Nächstenliebe ins Zentrum unseres Wirtschaftens stellen.

Geld aus dem Nichts schöpfen

Wie aber soll das gehen? Der zentrale Hebel hierfür ist das Geld. Zum ersten ist es Hauptziel des Eigennutzes, zum zweiten Objekt der Begierde respektive der Gier und zum dritten Mittel der Macht. Der radikalste Schritt, nämlich das Geld abzuschaffen, hat zwar wenig Sinn, denn es erfüllt seit Jahrtausenden nützliche Funktionen in der Gesellschaft, allen voran beim Tausch von Waren und Dienstleistungen, aber auch als Wertaufbewahrungs- und Investitionsmittel. In immer grössere-

rem – und höchst problematischem – Ausmass dient es darüber hinaus der Spekulation. Dabei hat es sich zusehends „entstofflicht“: Nur noch ein kleiner Teil des Geldes, nämlich etwa 5 Prozent, ist als Münzen und Noten im Umlauf, der überwiegende Teil ist Buch- oder Giralgeld, das nur noch als Zahlen auf Computern existiert.

Änderungen beim Geld ins Auge zu fassen, beginnt bei der Geldschöpfung, bei der Art und Weise, wie Geld in die Welt und in Umlauf gesetzt wird. Geld entsteht gleichsam aus dem Nichts – physisches Geld, indem es als Münzen geprägt oder als Noten gedruckt wird. Dazu hat die Nationalrespektive Zentralbank das alleinige Recht. Buch- oder Giralgeld kann demgegenüber heute auch von den Banken geschöpft werden, indem sie Kredite verleihen und zwar zum grossen Teil mit Geld, das sie gar nicht haben, sondern das sie lediglich auf dem Computer dem Kreditnehmer als sogenanntes Sichtguthaben gutschreiben.

Was Bürgerinnen und Bürger im Normalfall nicht wissen, Banken können heute also – und seit der Aufhebung des Goldstandards erst recht – Geld aus dem Nichts schöpfen und sogar noch gegen Zinsen verleihen. Damit im Zusammenhang verwalten sie immer grössere Vermögen und verdienen auch damit viel Geld. Sie sitzen also gleichsam an der Quelle des Mammons und tun sich nach Kräften selber daran gütlich. Und falls sie nicht genug kriegen und sich verspekulieren, dann sind – wie die jüngere Vergangenheit gezeigt hat – vor allem die Mächtigsten unter ihnen zu gross, um fallen gelassen werden zu können.

100-Prozent-Geld

Ändern lässt sich dies, indem den Banken schrittweise die Möglichkeit entzogen wird, eigenes Geld zu schöpfen. Ziel muss das 100-Prozent-Geld sein, welches der Ökonom Irving Fisher schon in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts gefordert hat. Banken werden verpflichtet, das von ihnen ausgeliehene Geld zu 100 Prozent durch Zentralbankgeld zu decken, das heisst nicht mehr Geld auszuleihen, als sie in Form von Einlagen erhalten haben.

Das kann schrittweise erfolgen und so, dass der vorgeschriebene Prozentsatz umso höher ist, je grösser eine Bank ist. Grosse Banken erhalten auf diese Weise einen starken Anreiz, sich zu verkleinern. Schliesslich obliegt die Geldschöpfung – abgesehen von zinslosem Regionalgeld, das auch durch lokale Kommunen und private Gruppierungen in Form von Tauschgeld geschaffen werden kann – allein der Zentralbank. Wichtig ist zudem, dass letztere nicht wie in den USA im Besitz der Banken, sondern eine unabhängige Institution ist.

Die Geldschöpfung hat nun keine ausufernde Eigendynamik mehr, wie das heute noch der Fall ist, sondern kann und soll nach klaren Kriterien erfolgen: Sie muss inflations- und deflationsneutral sein und eine spekulative Ausdehnung der Geldmenge verunmöglichen. Zudem darf sie wirtschaftliches Wachstum höchstens soweit fördern, als dieses nicht mit einem zusätzlichen Verbrauch an nicht erneuerbaren Ressourcen einhergeht.

Zinsloses Geld

Hinsichtlich der Art und Weise, wie neu geschöpftes Zentralbankgeld – sowohl als No-



Der Schotte Adam Smith (1723-1790), Urvater der modernen Ökonomie, stellte vor mehr als zweihundert Jahren den Eigennutz über die Nächstenliebe und als Antriebskraft ins Zentrum des Wirtschaftens.

ten- als auch als Giralgeld – in Umlauf gebracht wird, bestehen verschiedene Möglichkeiten: Es kann dem Staat zur Verfügung gestellt oder zum Beispiel in Form eines Bürgergeldes direkt an alle Einwohnerinnen und Einwohner verteilt werden. Ein Teil könnte auch zur Deckung von Regionalgeld, das nur für lokal produzierte Güter und Dienstleistungen verwendet werden kann, an die Gemeinden abgegeben werden, ein weiterer Teil über Entwicklungsorganisationen oder Organisationen für Mikrokredite an die Bevölkerung von wirtschaftlich noch wenig entwickelten Partnerstaaten. Jedenfalls wird das neugeschöpfte Geld von der Zentralbank zinslos weitergegeben. Das entlastet zum einen den Staat von Zinszahlungen, senkt darüber hinaus das allgemeine Zinsniveau und verringert die damit verbundene Wachstumsdynamik und Umverteilung.

Um den Wachstumsdrang der heutigen Wirtschaft zusätzlich zu bremsen und um zu verhindern, dass die spekulative Geldvermehrung aufgrund niedriger Zinsen nun erst recht über Aktien geschieht, gilt es des Weiteren, die Attraktivität von Aktiengesellschaften einzudämmen. Das Aktienrecht ist dahingehend anzupassen, dass die Geltungsdauer von Inhaberkapitalen begrenzt und die Unternehmen verpflichtet werden, den ursprünglichen Kapitaleinsatz nach Ablauf der Geltungsdauer zurückzuzahlen. Auch sollen die Aktionäre das Recht und die Pflicht erhalten, die Entschädigung des Verwaltungsrats und die Entlohnung des Managements festzulegen und auf ein Mass zu beschränken, das von den Löhnen der übrigen Mitarbeiter abhängig gemacht wird – mit dem Ziel,

die Lohnspanne sukzessive zu verkleinern.

Bandbreiten-Masswirtschaft

Überhaupt besteht der wohl wichtigste Schritt, um Eigennutz in Eigeninitiative umzuwandeln, Habgier durch das menschliche Mass und Machtstreben durch Nächstenliebe zu ersetzen, in der folgenden, auf demokratischem Weg zu beschliessenden geänderten Rahmenbedingung unseres Wirtschaftens: Das, was jede Bürgerin und jeder Bürger pro Jahr an Geld und Geldwerten verdienen kann, wird auf eine vorgegebene Bandbreite beschränkt.

Diese Bandbreite ist zum einen nach unten definiert durch ein garantiertes Grundeinkommen, das zweckmässigerweise als negative Einkommenssteuer ausgestaltet wird und zusätzlich zum Bürgergeld jenen zusteht, die kein oder nur wenig Einkommen erzielen. Zum anderen besteht die Obergrenze der Bandbreite im steuerbaren Maximaleinkommen, welches zum Beispiel nicht mehr als das Siebenfache des Grundeinkommens betragen kann. Was darüber hinausgeht, können die Betroffenen an gemeinnützige Organisationen verschenken, oder es fällt als zusätzliche Einkommenssteuer an die Allgemeinheit.

Für Kapitaleinkommen als „arbeitslose Einkommen“ besteht im Übrigen eine separate Obergrenze, die das Andertshalfache des garantierten Grundeinkommens beträgt. Zudem werden Vermögen neu progressiv und ohne Obergrenze der Progression besteuert, mit dem Ziel, den Besitz sehr grosser Vermögen unattraktiv zu machen. Diese Grundsätze gelten auch für

Unternehmen. Bei privaten Unternehmen beträgt die Gewinnobergrenze zum Beispiel das Fünffache der Obergrenze natürlicher Personen. Was darüber hinaus geht, können sie ebenfalls verschenken, oder es fällt als Gewinnsteuer an die Allgemeinheit, den Staat. Innerhalb der möglichen Bandbreite werden sowohl Einkommen als auch Gewinne zwar progressiv, aber nur vergleichsweise geringfügig besteuert.

Umschichtung der Werte

Diese einfachen Vorgaben einer Bandbreiten-Masswirtschaft machen es unattraktiv, hohe Einkommen zu erzielen und grosse Vermögen zu horten. Innerhalb der Bandbreiten wird Leistung zwar immer noch auch finanziell unterschiedlich entschädigt, aber im Rahmen eines sozialverträglichen Masses. Es ist nun nicht mehr in erster Linie das Geld, das zu einer Leistung motiviert, sondern die Freude an einer Arbeit und am kreativen Tätigsein. Ein Zuviel auf Kosten der anderen ist nicht mehr möglich. Zudem werden positionale Luxusgüter, das heisst Waren und Dienstleistungen, mit deren Besitz und Inanspruchnahme sich Einzelne gegenüber anderen profilieren wollen, an Bedeutung verlieren.

Nicht zuletzt aber wirken Obergrenzen auf Einkommen und Gewinnen sowie eine progressive Besteuerung der Vermögen auch der Konzentration von privater und wirtschaftlicher Macht entgegen. Die Wirtschaft wird auf der Basis von kleinen und mittleren Unternehmen (KMU) wieder dezentral und regional ausgerichtet. Grossunternehmen, soweit sie – beispielsweise beim öffentlichen Dienst oder für hochkomplexe Produkte –



John Maynard Keynes (1883–1946), berühmter britischer Ökonom

weiterhin notwendig und sinnvoll sind, sind halböffentlich. Es ist dabei Aufgabe des Staates, wirtschaftlichen Machtmissbrauch zu verhindern. Insbesondere nehmen er, respektive die Öffentlichkeit, in geeigneter Weise Einfluss auf grundlegende Strategieentscheidungen mit ihren möglichen Zukunftsfolgen für die Gesellschaft.

Über das Mass zur Lebensfülle

Die ausschliessliche Geldschöpfung durch die Zentralbank, die Beschränkung der Einkommen und Gewinne auf vorgegebene Bandbreiten, das garantierte Grundeinkommen und die progressive Besteuerung der Vermögen sind zentrale Eckpunkte für eine neue Art von Marktwirtschaft – für eine Masswirtschaft, die auf Eigeninitiative und sozialem Ausgleich basiert und nicht mehr selbstwuchernd, sondern selbstorganisiert ist. Sie ist weitgehend befreit vom Zwang, immer weiter wachsen zu müssen, und die Produkte, die sie hervorbringt, kommen gleichmässiger allen Mitgliedern der Gesellschaft zugute. Zudem sind sie nun nicht mehr Selbstzweck, sondern ermöglichen wieder Raum für Lebensinhalte, die

das Materielle übersteigen und sich am individuellen Lebenssinn orientieren.

Mit der bewussten Förderung von Regionalwährungen – auch indem ein Teil der lokalen Steuern damit bezahlt werden kann – lassen sich darüber hinaus die lokalen Wirtschaftskreisläufe zusätzlich stärken. Selbstverständlich ist auch, dass eine Masswirtschaft der Lebensfülle wieder Rücksicht auf die Bedürfnisse der Natur nimmt, unter anderem durch Nutzungsbeschränkungen und durch hohe Lenkungsabgaben auf nicht erneuerbare Ressourcen.

Der Gier bewusst Grenzen setzen

„Das klingt ja alles schön und gut“, werden Sie sich vielleicht sagen, „aber werden so die heutigen wirtschaftlichen Zwänge nicht durch neue ersetzt, und werden nicht viele versuchen, sie zu umgehen?“ Die Antwort auf diese naheliegende Frage hat verschiedene Facetten: Damit die Obergrenzen auf Einkommen und Gewinne nicht als Zwang, sondern als notwendige Voraussetzung für eine gerechtere und nicht mehr unter einem Wachstumszwang stehende Wirtschaft und Gesellschaft gesehen werden, ist es wichtig, dass eine Mehrheit der Bevölkerung sie in einem demokratischen Verfahren beschliesst. Nur so ist es möglich, dass diese zentrale Veränderung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen einhergeht mit einem unabdingbaren individuellen und kulturellen Bewusstseinswandel. Dieser setzt im Übrigen bereits ein, wenn die Vision einer Masswirtschaft der Lebensfülle als zukunftsfähige, lebensdienliche Alternative zu Kapitalismus und Kom-

munismus vorerst breiter diskutiert wird, ohne schon Realität zu sein.

Diese Diskussion wird mehr und mehr Menschen bewusst machen, dass wir die verhängnisvolle Triade von Eigennutz, Habgier und Machtstreben nur dann durch das Dreigestirn Eigeninitiative, menschliches Mass und Nächstenliebe ablösen können, wenn wir der Gier bewusst Grenzen setzen. Viele werden von sich aus einsehen, dass sie viel zufriedener sind, wenn sie im materiellen Sinn nicht nach immer noch mehr streben und einen allfälligen Überschuss an andere weitergeben. Anderen wird es durch die Obergrenzen schwieriger gemacht, ihre krankhafte Gier weiterhin auf Kosten anderer auszuleben.

Abzug von Schmarotzern

Was aber, wenn sie als Einzelne oder als Grossunternehmen beschliessen, sich diesen Obergrenzen verbunden mit einer progressiven Besteuerung der Vermögen nicht zu unterziehen, und das betreffende Land oder die betreffende Staatengemeinschaft verlassen. Ist dann das Experiment einer Masswirtschaft der Lebensfülle nicht zum Scheitern verurteilt? Im Gegenteil, dies ist mit einer Voraussetzung für sein Gelingen. Denn nun sind wir Schmarotzer los, die sich auf Kosten anderer bereichern und der Gesellschaft ihre Interessen aufgezwungen haben. Wir müssen lediglich wagen, die Dinge anders zu denken und zu sehen, als wir es heute noch gewohnt sind.

Doch wird eine Mehrheit der Bevölkerung dazu willens und imstande sein? Vorerst wahrscheinlich nicht, lautet die nüchterne Antwort, denn die Macht des Geldes sowie die

Sattheit, Trägheit und Angst der Massen sind wohl zu gross. Ausserdem ist aus der Chaostheorie bekannt, dass sich ein System nur dann durch kleine Impulse ändern lässt, wenn es sich in einer instabilen Phase befindet.

Not als segensreicher Impuls

Genau das aber wird schon bald noch sehr viel ausgeprägter der Fall sein als heute. Und gerade dann ist es wichtig, dass Menschen Alternativen zum jetzigen System kennen und vielleicht auch im Kleinen schon ausprobiert haben. Eine andere Form des Wirtschaftens jenseits von Kapitalismus und Kommunismus ist möglich. Wenn diese Erkenntnis sich genügend durchsetzt, wird eine Masswirtschaft der Lebensfülle genau dann Wirklichkeit werden, wenn die Not am grössten ist. Dann – und da und dort vielleicht schon früher – werden die Menschen sich und der Art und Weise ihres Wirtschaftens neue Regeln geben, Regeln, die allen eine befriedigende Tätigkeit und eine menschenwürdige Existenz ermöglichen, gerade weil sie gelernt

haben, nicht auf Kosten der anderen nach immer noch mehr zu streben, sondern sich mit jenem Mass an materiellen Gütern zu bescheiden, das sie für ihr Leben wirklich brauchen und das ihnen Raum lässt für die Befriedung auch der höheren Bedürfnisseebenen. ■

Dr. oec. Hans-Peter Studer ist freiberuflich als Mitwelt- und Gesundheitsökonom tätig und engagiert sich seit langem für eine nachhaltige, zukunftsfähige Wirtschaft und ein integrales Gesundheitswesen.

LITERATUR

Binswanger, Hans Christoph: Vorwärts zur Mässigung. Perspektiven einer nachhaltigen Wirtschaft. Murmann, 2009. Studer, Hans-Peter: Die Grenzen des Turbokapitalismus. Fakten und Perspektiven für eine neue Ökonomie. fischer media, 2000. Studer, Hans-Peter: Jenseits von Kapitalismus und Kommunismus, Kritik der materialistischen Gesellschaft und Wege zu ihrer Überwindung. 3. Auflage, osiris verlag, 1992

Bürgergeld und Grundeinkommen

Bürgergeld, so wie es hier in die Diskussion eingebracht wird, hat zum Zweck, die gesamte Bevölkerung am wirtschaftlichen Gedeihen der Gesellschaft direkt zu beteiligen. Es steht allen Mitgliedern der Gesellschaft bedingungslos zu, schwankt aber je nach dem, ob und in welchem Umfang die Zentralbank beschliesst, die Geldmenge auszudehnen.

Das Grundeinkommen dient demgegenüber der Existenzsicherung, dem Abbau von Existenzängsten und der Förderung der individuellen Kreativität. Es steht all jenen zu, die aus verschiedenen Gründen – Alter, Krankheit, Invalidität, Mutter- und Vaterschaft, Erwerbslosigkeit, etc. – kein oder nur wenig Erwerbseinkommen erzielen und beinhaltet in Form der negativen Einkommensteuer den Anreiz, auf dem Arbeitsmarkt Geld hinzuverdienen. Es tritt schrittweise an die Stelle bisheriger staatlicher Renten und ist für erwerbsfähige Erwachsene im Erwerbsalter mit der Verpflichtung verbunden, einen – zeitlich beschränkten – Dienst an der Allgemeinheit zu erbringen, entweder im privaten Rahmen (vor allem Betreuung und Erziehung von Kindern) oder auf sozialen, ökologischen und friedenssichernden Tätigkeitsfeldern.

Die heilende Wirkung von Landschaftsbetrachtung

Chaos in neuem Licht

■ Dominique Maurer

Immer stärker wächst das Bewusstsein, dass das mechanistische Weltbild der europäischen Philosophen der vergangenen Jahrhunderte die westliche Gesellschaft auf eine völlig falsche Spur gelockt hat. Die Chaosforschung deckt auf, dass der wahre Schlüssel zur Gesundung von Mensch und Planet darin liegt, die kreative Unordnung der Natur zuzulassen.

Bin ich, weil ich denke?

Als der französische Philosoph und Mathematiker René Descartes vor 500 Jahren die Trennung zwischen Körper und Geist postulierte, leitete er – in bester Absicht – einen gefährlichen Prozess ein, der unsere Erde mitsamt den auf ihr lebenden Menschen, Tieren und Pflanzen in eine katastrophale Situation gebracht hat. Er entwickelte „die Methode, den eigenen Verstand richtig zu leiten und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen“ (vgl. Weischedel, S. 11 ff), indem er sein wichtigstes Werkzeug, den Zweifel, in seinen Überlegungen so lange anbrachte, bis nur noch die eigene Existenz übrig blieb, die er mit dem bestem Willen nicht leugnen konnte.

Descartes befand, dass Sinnesqualitäten wie zum Beispiel Farben, Temperaturen, Gerüche etc. von der wissenschaftlichen Forschung ausgeschlossen werden sollten.

Jeder Sinnlichkeit beraubt

Eine Generation später baute der englische Physiker Isaac Newton auf die Gedankengebäude von Descartes auf. Er entwickelte eine damals neue mathematische Methode, um die Bewegung fester Körper zu beschreiben: Für ihn zeigte sich die Welt als ein vollkommenes mechanisches System, das man beliebig – wie ein Uhrmacher seine Uhr – auseinandernehmen und wieder zusammenbauen konnte und das einzig nach mathematischen Gesetzen funktionierte.

Erschüttertes Weltbild

Mit der Relativitätstheorie setzte Albert Einstein anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts diesem seelenlosen abstrakten Prozess ein jähes Ende. Seine Erkenntnis, dass Zeit und Raum zusammenhängen, und dass auf der Bühne der physikalischen Erscheinungen keine objektiven Beurteilungen möglich sind, erschütterte den Glauben an eine messbare Welt. Einsteins berühmte Formel $E = mc^2$ machte deutlich, dass Masse Energie ist, in der Raum und Zeit nicht real sind. Die Begriffe Raum und Zeit verlieren an Inhalt. Sie werden nur von einem bestimmten Beobachter als Möglichkeit einer Beschreibung der durch ihn beobachteten Phänomene benutzt. Mit seiner Theorie legte Einstein den Grundstein zu einem neuen Naturverständnis.

Beschwerliche Rückeroberrung der Ganzheit

Die Trennung zwischen Körper und Geist hat sich als Trug-

schluss entpuppt. Jedoch wird diese Wahrheit nur schwerlich von der vom mechanistischen Denken geprägten westlichen Gesellschaft anerkannt. Zu tief sind wir mit den während langer Zeit als „aufklärerischen“ und deshalb positiv bewerteten Überlieferungen verwurzelt, als dass wir sie innerhalb weniger Jahre abstreifen könnten. Mühsam muss sich die Seele nach fünfhundert Jahren Isolationshaft wieder ihren Platz im Körper zurückerobern. Der ausgelaugte Körper, dessen Sinne verkümmert sind, weil diese allzu lange verneint wurden, kommt nur allmählich wieder zu Kräften. Noch immer wirken die Modelle der messbaren logischen Gesetze in den Köpfen der Menschen. Den einfachen Leuten vermitteln sie scheinbare Sicherheit, und den Mächtigen helfen sie, ihre Position stets aufrecht zu erhalten.

Das Instabile siegt über das Stabile

Wie schafft man es, im Hologramm* die Dreidimensionalität zu erkennen? Was meint der Weise, wenn er mit dem Finger zum Mond zeigt? Indem das Darüberhinausblicken geschult wird, indem Schauen anstatt Sehen oder Lauschen anstatt Hören geübt wird.

Nicht an starren, unverrückbaren Konstrukten ist Halt zu suchen – denn gerade was mit härtesten und stabilsten Materialien gebaut wurde, läuft Gefahr, eine wirklich grosse Katastrophe nicht zu überleben.

Solange wir verbissen auf den Finger des Weisen starren oder das Hologramm mit Adlerblick zu inspizieren versuchen, werden wir der Chance beraubt, das zu erkennen, worauf es ankommt.

* Hologramm:

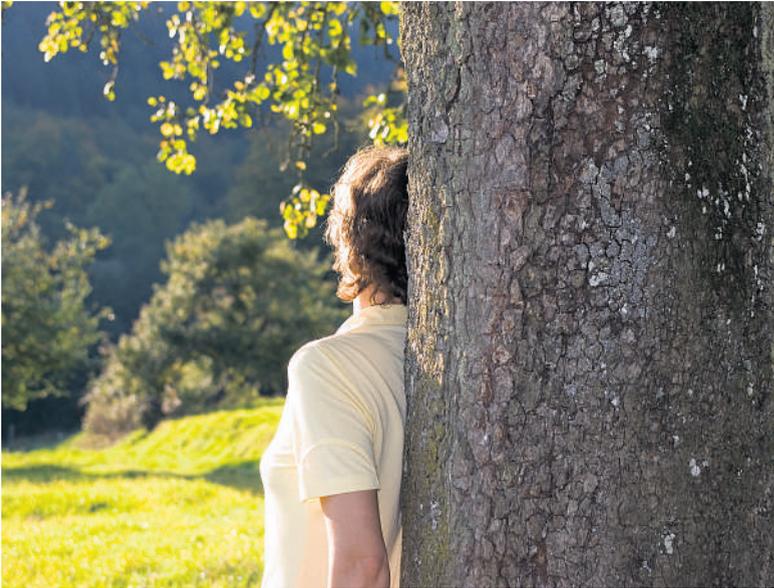
Ein Hologramm stellt die dreidimensionale Wiedergabe eines Motivs dar. Eine Fotografie wird mit einem Laser so bearbeitet und ausgeleuchtet, dass dabei ein dreidimensionales Bild entsteht. Ist dieses Hologramm in einem Glasobjekt angeordnet, kann das Motiv oder der Gegenstand von allen Seiten betrachtet werden.

Chaos als Lösungsansatz

Die grossen Denker von heute sind bescheiden geworden. Kraft Einsteins Relativitätstheorie und der daraus entstandenen Quantenphysik wissen wir heute nicht mehr so recht, worauf wir zusteuern. Man traut sich nur noch, Tendenzen auszumachen, daraus man Aussagen höchstens zu interpretieren wagt. Ratlos und staunend steht der post-



Wer kennt nicht das Phänomen, dass ein zierliches Pflänzchen die unbeirrbar Kraft in sich trägt, härtesten Beton und dickste Asphaltsschichten zu durchbrechen? Wer sich an neue, unvorhergesehene Situationen anpassen kann, hat erheblich höhere Überlebenschancen.



Im Einklang mit der natürlichen Umwelt findet der Mensch zu sich selber, weil diese wie ein Spiegel auf ihn wirkt. Wenn er in die Natur blickt, sieht er sein eigenes Spiegelbild. Dieses beeinflusst sein Denken und Handeln. Ist seine Umgebung intakt, hat der Mensch die Möglichkeit, Heilung zu erfahren. Ist das Bild verunstaltet, das die Landschaft abgibt, nimmt er sich selber ebenfalls als deformiert wahr.

moderne Wissenschaftler da – er muss lernen, Gefühle, Gedanken, Intuition, Körperempfinden auf einen Nenner zu bringen – erst dann ist seine Analyse komplett – vielleicht. Es gibt kein beruhigendes Resultat, es genügt nicht, dass drei und zwei fünf ergibt. Nur wer sich in diese Unsicherheit hinein zu entspannen vermag, lüftet manchmal einen Augenblick lang das Geheimnis des Lebens. Kreatives Chaos ist das zeitgemässe Werkzeug, Descartes intellektuelles Denk-Konstrukt hat ausgedient.

Kontemplation mit Verantwortung

Sobald wir es vermögen, uns vom Machbarkeitswahn und vom Aktionismus zu verabschieden, eröffnet sich uns eine neue Dimension. In dem wir die Natur – und damit uns selber – reflektieren und gewahr werden, dass wir nicht nur „Ich“, sondern gleichzeitig „Du“ und „Wir“ sind, erteilt uns unser erweitertes Bewusstsein mit einem (Ritter)-Schlag Verantwortung wie auch die Er-

laubnis, einen erleuchteten Moment erleben zu dürfen. Wie Schuppen fällt es uns dann von den Augen, welches feine Netz uns zusammenhält. Unsere schreckliche Angst, auseinanderzufallen, wenn wir uns nicht genügend abgrenzen oder zusammenreisen, erweist sich als unbegründet.

Iteration: immerwährendes Spiel unseres Selbst

Unter der Iteration wird die stetige Wiederaufnahme und Wiedereinbeziehung von allem, was vorher war, verstanden. Die Iteration begleitet uns fast überall: In sich dahin ziehenden Wettersystemen, bei der künstlichen Intelligenz, in der periodischen Erneuerung unserer Körperzellen (vgl. Briggs & Peat „Die Entstehung des Chaos“, 1990). Die sich stets wandelnde und dennoch rätselhaft konsequent sich selber bleibende Natur zieht immer weiter und besteht trotzdem fort. Ihre Formenvielfalt, ihre Gerüche, Farben, Lichtspiele regen an und beruhigen in einem. Die Itera-

tion, wie wir sie zum Beispiel beim kontemplativen Betrachten eines Baums beobachten können, lässt die Zeit still stehen. Ein Quantensprung kann hier ansetzen.

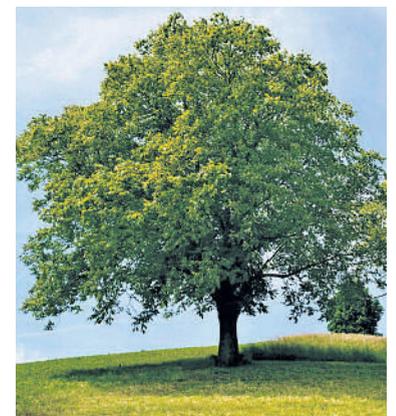
Im Rhythmus der Natur

Die Ordnung im Chaos findet sich als Rhythmus wieder, in der Bewegung, in der eine musikalische Schwingung möglich ist. Das Wiederkehrende wird dadurch heilsam, dass es in immer neuem Licht erscheint, fast zur selben Zeit aber doch nicht ganz – gerade so, dass jedes Zurückkehren einzigartig bleibt, wenn wir es ersehnen und wissen, dass wir es erwarten dürfen. Aber niemals so, dass es zur Selbstverständlichkeit wird, dass es kommen muss, weil wir es erzwingen sondern so, dass wir beide, wir und das Wiederkehrende – uns immer wieder wie frisch Verliebte fühlen: So, als sei es jedes Mal wieder das allererste Mal. Wir erwarten es, mit einer gewissen Furcht, aber keiner schlimmen, eher einer Ehrfurcht, die uns kurz erschauern lässt. So kommen und gehen Wolken, Jahreszeiten, Wind und Wetter, so folgt auf den Blitz der Donner, auf den Winter der Frühling, auf die Blüte die Frucht.

Es ist alles da, was es braucht

Es bedarf keines Aufwands, die Natur in ihrer ganzen Pracht zu sehen – solange sie nicht verschandelt ist. Angesichts der horrend steigenden Gesundheitskosten geht es durchaus nicht nur um schöngeistige Aspekte, wenn wir über das Betrachten von Landschaft philosophieren. Es muss zwingend auf die Tier- und Pflanzenwelt als ernst zu nehmende Impulsgeberin von Selbstheilungskräften verstärkt zurück gegriffen werden. Die WHO, namhafte in-

terdisziplinäre Forschungsteams, internationale Medizinergruppierungen sowie unzählige Therapeutinnen und Therapeuten weisen empirisch nach, dass allein das Betrachten von Landschaft, sei es in wohlgeordneten Parks oder in der Wildnis, einen für unsere Gesellschaft hoch relevanten Heilungsprozess bei vielerlei physischen und psychischen Leiden auslöst. Negativ ausgedrückt: Ein Leben ohne regelmässige Einkehr in die natürliche Umwelt, weg vom städtischen Alltag, heraus aus der Wohnung, muss zu schwerwiegenden gesundheitlichen Schäden führen. Kinder, die ohne Naturerfahrung aufwachsen müssen, sind höchst gefährdet, den Bezug zur Realität zu verlieren. Erst in den Wäldern, auf Feldern und Wiesen, an Bächen und Teichen kann konkret erlernt werden, welcher Boden weich federt, welcher nicht, wie sich der Sturm anfühlt, wenn er sich zusammenbraut, welcherart Ringe entstehen, wenn Steine ins Wasser geworfen werden, was für Beeren geniessbar sind, und von welchen man lieber die Finger lässt.



Der Baum ist eines der vollkommensten Lebewesen in der Pflanzenwelt. Keines seiner Abermillionen Blätter ist gleich, und doch sind sie alle nach ihrem ureigenen, unverkennbaren, genau diesem und keinem anderen Muster geformt.

Vor 40 Jahren in Paris



Rückblende auf die Reporterjahre Franz Webers in Paris (1949-1974)

Mit seinen Kriminalromanen prägte Georges Simenon fünf Jahrzehnte des letzten Jahrhunderts. Auch in Paris war sein Name in aller Mund. Und der Kommissar Maigret gehörte gewissermassen zur Pariser Atmosphäre. Doch um den Schriftsteller zu treffen, musste Franz Weber 1970 von Paris in die Schweiz reisen...

Franz Weber – Bildnisse berühmter Zeitgenossen:

Krösus und Clochard: Georges Simenon

Georges Simenon klopft die Pfeife aus, schaut mich, wie das seinem Grundwesen entspricht, kritisch und zugleich wohlwollend an: «Fassen Sie es nicht als Seitenhieb auf; doch man hat über mich schon viele Märchen geschrieben. Das hartnäckigste ist das vom Glaskasten: 1926, als ich noch Unterhaltungsbücher schrieb, bat mich der Gründer der damaligen Tageszeitung ‚Paris-Soir‘ um einen Roman, den ich in drei Tagen unter den Augen des Publikums verfassen sollte. Er hatte vor, ein Morgenblatt namens ‚Paris Matinal‘ zu gründen und zu dessen Lancierung mich unten in der Halle der Druckerei in einen Glaskasten zu sperren.

Das Vorhaben wurde nicht verwirklicht, weil Merle, so hiess der ideenreiche Gründer von ‚Paris-Soir‘, vorher Konkurs machte. Heute gibt es immer noch Reporter, die mich emsig schwitzend in Merles Glaskasten schildern. Ein alter Freund, dem ich kürzlich be-

gegnet bin, hat mich sogar ohne mit der Wimper zu zucken gefragt: ‚Erinnerst du dich noch, Georges, als ich dich im Glaskasten besuchte?‘ Dabei war der Verschlag gar nicht aufgestellt, und schon gar nicht fabriziert worden!«

Er stopft sich lachend die Pfeife: «Auch mit den ‚spitzen Bleistiften‘ greifen viele daneben. Stimmt: Früher habe ich meine Maigret-Romane von Hand geschrieben und zu diesem Zweck immer dreissig bis vierzig fein säuberlich gespitzte Bleistifte bereitgehalten. Seit drei Jahren aber tippe ich meine Romane direkt in die Maschine. Dennoch zirkulieren weiterhin Geschichten über meine angebliche Bleistiftsammlung.»

Ich denke und sage, dass er eigentlich stolz sein könne, bereits zu Lebzeiten mit Legenden beräuchert zu werden.

Simenon wehrt ab: «Ich habe andere Sorgen!»

«Wohl auch jene, Ihre hohen Einkünfte zu verwalten? Sie sind reich wie Krösus. Wohnen Sie wegen des tiefen Steuerfusses in der Schweiz?»

«Ich werde Sie verblüffen: Ich wäre in Frankreich nicht schlechter dran, denn dort müsste ich nur die französischen Autorengelder versteuern. Da ich sämtliche Einnahmen aus allen Erdteilen in die Schweiz überweisen lasse, versteuere ich hier alles. Ich finde das auch richtig. Ich wohne also nicht wegen der relativ niedrigen Steuern in der Schweiz, sondern wegen der ausserordentlichen Schönheit und der höchst zentralen Lage Ihres Landes. Im Gegensatz zu Frankreich, wo alles auf Paris abgestimmt ist, kann man hier auf dem Lande leben, ohne von der Welt abgeschnitten zu sein.»

Er wohnt in der kleinen Gemeinde Epalinges, oberhalb Lausanne, in einem blitzweissen Haus mit 27 Zim-

mern. Hier fühlt er sich seit sechs Jahren wohl – unheimlich wohl. Er kann es selber noch nicht so richtig fassen, denn zeit seines Lebens hielt er es in keinem Haus länger als vier Jahre aus. «Manchmal wurde ich vom Zigeuner, der in mir lebt, schon nach einem Jahr vertrieben. Bevor ich dieses Haus bauen liess, habe ich in 29 Farmen, Villen und Schlössern gewohnt. Die meisten waren baufällig, und ich habe für die Restaurierung und Innenausstattung jedesmal ein Vermögen ausgegeben. Mein Ziel war immer das gleiche: eine etwas verrückte Künstleratmosphäre zu schaffen, in der sich mein innerer Clochard glücklich fühlen kann. Doch am Schluss waren alle Räume stets das pure Gegenteil meiner Sehnsucht – eine Abwehr gegen meine Zigeunerseele.»

Auch sein jetziges Haus, das er nach eigenen Plänen erstellen liess, ist alles andere als eine Künstlerhütte. Es blitzt geradezu vor Sauberkeit und grossbürgerlichem Komfort. Bevor er es bauen liess, hatte er auf seinem Plan jedem Möbelstück, jedem Teppich, jedem Gemälde den genauen Platz zugewiesen. Nichts, rein nichts lässt Simenons Zigeunerseele erahnen; ja, man



Georges Simenon – Krösus und Clochard

fragt sich unwillkürlich, wenn man auf den kostbaren Teppichen oder makellosen Moquetten geräuschlos durch die vornehmen Räume gleitet, ob seine Clochardträume Wirklichkeit sind oder lediglich ein geschicktes Propagandanöver.

«Lassen Sie sich vom Luxus, den Sie hier antreffen, nicht beirren: Im Grunde meiner Seele bin und bleibe ich ein Clochard. Sässe ich morgen ohne einen Rappen in der Tasche auf der Lausanner Place St-François, wäre ich nicht unglücklicher als jetzt. Vielleicht wäre ich noch viel glücklicher.»

«Bitte», begehre ich auf, «was hindert Sie daran, alles zu verschenken und endlich so zu leben, wie es Ihrem Wunsch entspricht?»

«Die Verpflichtung meiner Familie gegenüber hindert mich daran.»

«Und bestimmt auch der Gegenspieler, der in Ihnen sitzt, der Feind der Bohème, der Kunst- und Luxusliebende. Dieser Gegenspieler scheint mir viel mächtiger als Ihr Clochard.»

«Sie haben recht: Geist und Instinkt stossen bei mir aufeinander. Der Geist spricht dem

Clochard das Wort, der Instinkt den Konventionen. Und da mein Instinkt stärker ist, hält er den Geist in Schach. Ob ihm das immer gelingt, weiss ich nicht.»

«Warum eigentlich finden Sie die Clochards derart nachahmenswert?»

«Weil sie höhere Menschen sind. Sie empfinden weder Einsamkeit noch Verachtung oder Schande als belastend. Sie haben keine Bedürfnisse. Das ist bewundernswert. Im Grunde meiner Seele schäme ich mich wegen meiner Ansprüche an Bequemlichkeit, Liebe und Zuneigung.»

Mit diesen Worten zieht er seine Karojacke aus, ordnet er seine Schmetterlingskrawatte. Dann schnellert er mit einem elastischen Sprung aus seinem tiefen Fauteuil und stemmt die Hände in die vollschlanke Taille. Ich habe den Eindruck, dass er den Bauch einzieht – ohne sichtbaren Erfolg, will mir scheinen. Seine 67 Jahre haben die leichte Rundung offenbar bereits etwas zementiert. Doch er wirkt recht sportlich, recht dynamisch, und seine Augen blicken höchst lebhaft durch die Brillengläser.

Er führt mich aus dem riesigen Living ins nebenan liegende Arbeitszimmer, den einzigen Raum des Hauses, wo ich mich getrauen würde, ein Staubkorn fallen zu lassen. Auch hier ist zwar alles in bester Ordnung, aber nicht derart systematisch wie in den andern Zimmern und Sälen. Ich täusche mich nicht: Auf dem Schreibtisch liegen tatsächlich vier Pfeifen nicht ganz in der Reihe, und eine Zündholzschachtel befindet sich nicht genau im rechten Winkel zur Schreibmappe.

«Man hat viel über die Art berichtet, wie Sie Ihre Romane verfassen. Stimmt es, dass Sie die Bücher jeweils in einem Zug niederschreiben?»

«Das stimmt. Ich brauche für jeden Roman sieben Tage. Eine Woche später widme ich ihm noch vier Tage für die Korrektur. Dann lasse ich ihn von meinen beiden Sekretärinnen fotokopieren und die Kopien an die wichtigsten Verleger schicken. Das wiederholt sich im Jahr ungefähr viermal, das heisst, viermal im Jahr trete ich die weite Reise in mein Unterbewusstsein an.»

«Sie wollen damit sagen, dass Sie Ihre Romane in einer Art Trance verfassen?»

«Sagen wir in einem halbbe-wussten Zustand. Ich weiss nie zum voraus, welche Wege mich zum Ziel führen und wie das Ziel, ich meine das Ende des Romans, beschaffen ist. Wüsste ich es, könnte ich den Roman nicht schreiben. Ich erlebe und erleide die Schlüssel-figur mit jeder Faser meines Körpers und meiner Seele, und ich muss die Rätsel, die ihr aufgegeben werden, eines nach dem andern mit ihr lösen, an ihrer Stelle lösen. Wenn ich einen Roman beginne, frage ich mich nicht, ob ich ihn zu Ende führen kann, sondern ob es mir gelingen wird, mich ganz in die Haut der Schlüssel-figur zu versetzen. Bis heute ist mir das jedesmal gelungen. Ein Wunder, das sich 204mal wiederholt hat.»

«Ihre Maigret-Romane haben Ihnen ein Riesenvermögen eingebracht und bringen Ihnen weiterhin massenweise Geld ein. Was treibt Sie denn zum Verfassen weiterer Bände? Sie könnten jetzt auf Ihren Lorbeeren ausruhen...»
«Glücklich jene, die dazu in

der Lage sind. Mir ist das nicht vergönnt. Nicht mehr schreiben können wäre für mich gleichbedeutend wie der Tod. Ich schreibe nicht aus intellektuellen oder materiellen Erwägungen. Ich schreibe, weil ich schreiben muss. Ein physisches Unbehagen, eine innere Rastlosigkeit, die mich wie hohes Fieber in die Zange nimmt, zwingt mich an die Schreibmaschine.»

«Wie hoch ist die Auflage Ihrer Bücher?»

Er weicht der Frage aus: «Ich kann sie unmöglich beziffern, denn sie steigt von Tag zu Tag, und manche Verleger rechnen erst nach einem Jahr ab. Ich kann Ihnen nur sagen, dass in Moskau z. B. jedes Buch sofort in 500 000 Exemplaren erscheint, dass in Amerika von jedem Roman nach der kartonierten Auflage mindestens eine Million Taschenbücher gedruckt werden.»

«Sie können mir aber genau sagen, in wie viele Sprachen Ihre Werke übersetzt worden sind?»

«1967 zählte die Unesco 147 Übersetzungen. Heute sind es über 200. Allein in Russland erscheine ich in 15 Sprachen: in Russisch, Lettisch, Litauisch, Estländisch, Ukrainisch, Kirgisisch, Moldavisches, Usbekisch, Buriat, Tatarisch, Armenisch und so weiter. Ich werde von Völkern gelesen, die in Zelten und auf dem Rücken von Kamelen leben.»

«Erfüllt Sie das mit Stolz?»

Die Frage verblüfft ihn. Das Lachen unterdrückend, stellt er die Gegenfrage:

«Worauf sollte ich stolz sein?» Dann erläutert er: «Vergessen Sie nicht, dass jedes Buch, sobald ich es wie ein Fieber aus mir heraus geschwitzt habe,

kein Bestandteil mehr von mir ist, nur noch eine Ware, die ich verkaufe. Der Teefabrikant in Ceylon ist nicht stolz, wenn sein Tee in Europa getrunken wird. Er sagt sich nur, dass sein Tee in jedem Lande mundet.»

Ich beobachte ihn genau. Die Art, wie er sich gibt, zukommend, freundlich, fast herzlich, wie er spricht, in vertrautem Ton, auf alles, selbst auf die indiskreteste oder banalste Frage geduldig eingehend, zeichnet ihn als einen Mann von gutmütig-kritischer Bescheidenheit.

Fast übertriebene Bescheidenheit war es, die ihn daran hinderte, mit seinem Idol, Professor Jung, persönlich in Kontakt zu kommen. Immer wollte er ihm schreiben oder ihm telefonieren und immer sagte er sich, dass er einen derart berühmten Mann doch nicht belästigen dürfe. Erst als ein Reporter von Radio Lausanne ihm erzählte, Jung habe alle seine Bücher und spreche mit Begeisterung von ihm, getraute er sich, mit dem grossen Zürcher Verbindung aufzunehmen. Es sollte nicht mehr zu einem Zusammentreffen kommen, denn Jung starb wenige Tage später.

Georges Simenon wurde 1903 in Lüttich geboren. Sein Vater war Versicherungsagent, seine Mutter führte eine bescheidene Familienpension für ausländische Studenten. Er begann schon mit 15 Jahren journalistisch zu arbeiten, und mit 8 schrieb er seinen ersten Roman. 1923 ging er, um dem Militärdienst zu entkommen, nach Paris, wo er als freier Schriftsteller lebte und hungerte.

«Ich wohnte in einer Dachkammer, lebte von Wasser, Brot und Camembert. Alles in

allem war es eine prächtige Zeit.»

Er verfasste eine Menge Unterhaltungsromane, die er unter 17 verschiedenen Pseudonymen veröffentlichte. Erst 1929, als er den ersten Roman seiner weltberühmten Mairret-Serie schrieb, zeichnete er mit seinem Namen. Das war in Delfzijl, wo er mit seinem Schiff «Ostrogoth» vor Anker lag. Zum Andenken an den ersten «Mairret» haben die Holländer vor vier Jahren eine überlebensgrosse Mairret-Statue aufgerichtet.

«60 Verleger aus aller Welt waren zur Enthüllung nach Delfzijl gekommen», erzählt Simenon. «Es war ein eindrücklicher Moment.»

Eine Kopie der berühmt gewordenen Statue steht heute in Miniaturform in Epalinges vor der Hauptfassade seiner Residenz.

Simenon ist Vater von vier Kindern. Die beiden ältesten, zwei Söhne, darunter Marc Simenon, der die Romane seines illustren Vaters zum Teil fürs Fernsehen verfilmt und mit der Schauspielerin Mylène Demongeot verheiratet ist, sind inzwischen nach Paris entflohen. Die 18jährige Tochter und der 12jährige Sohn wohnen in Epalinges.

«Plaudern wir etwas über Ihre Familie. Sie haben ...»

Simenon schüttelt den Kopf: «Ich spreche über alles, bloss nicht über meine Angehörigen, denn ich will sie nicht mit unnötiger Reklame belasten.»

Zum Trost führt er mich in seine Bibliothek. Wie beim Buchhändler reichen die Bände dichtgedrängt bis zur Decke. Aber anders als beim Buch-

händler gibt es hier nur die Werke von einem einzigen Autor: Georges Simenon.

«Vertiefen Sie sich dann und wann in Ihre Romane?»

«Nie! Ich lese ja nicht einmal die Druckabzüge. Was ich geschrieben habe, fällt von mir ab wie ein welkes Blatt. Ich sehe mir auch keine Mairret-Filme an.»

«Warum das? Der Film ist doch gewissermassen eine Neuschöpfung?»

«Eben deshalb. Die Erinnerung an meine Romane ist sehr präzise. Wenn ich nun Mairret plötzlich im Film mit einem andern Gesicht sehe als demjenigen, das er in meiner Vorstellung hat, so stört mich das.»

Er schaut auf die Uhr:

«In sieben Minuten ist es sechs. Punks sechs muss ich Sie verlassen, denn um halb sieben gibt es Abendbrot. Meine Kinder zwingen mich zu einer strengen Disziplin. Jetzt bleibt uns gerade noch Zeit, vor dem Haus einen Blick auf die prächtige Aussicht zu werfen.»

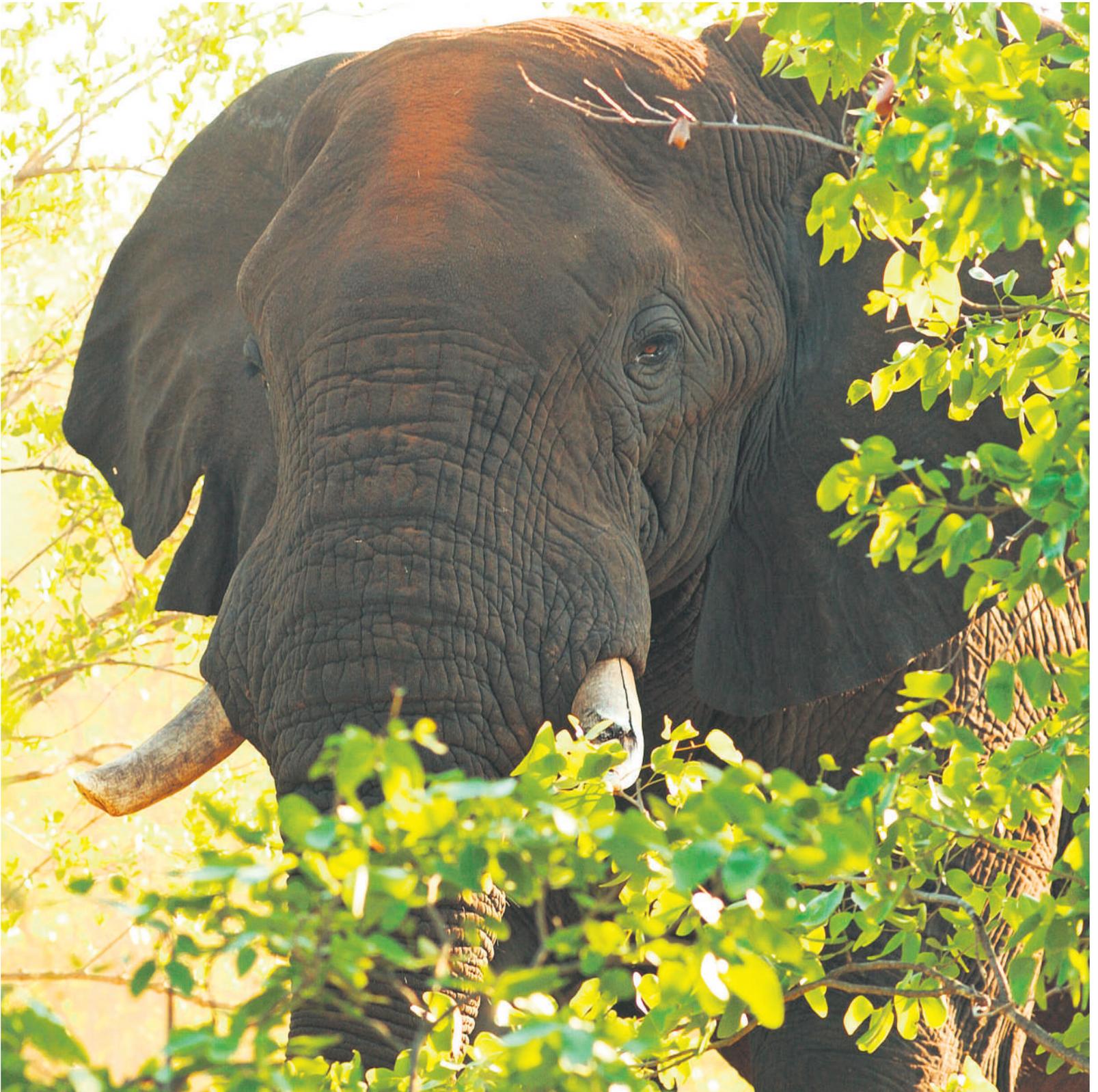
Wir durchmessen den riesigen Living, öffnen die Fenstertür, die zum englischen Rasen, zu den Wiesen, Äckern und dem Wald hinausführt. Simenon zeigt nach rechts:

«Dort liegt Genf, daneben, hoch in den Wolken, der Montblanc.»

Er beschreibt mit verhaltener Freude Zacke um Zacke, bis unser Blick ganz links von den Freiburger Voralpen begrenzt wird.

Was es bedeutet, ein Elefant zu sein

■ Joyce Poole



Meine Liebe zu Elefanten und zu Tieren und zur Natur im allgemeinen lässt sich zu einem gewissen Grad sicher auf das Privileg zurückführen, dass ich meine Kindheit in Afrika verbringen durfte und einen Vater hatte, der Tiere liebte. Meine Forschungsarbeiten über Elefanten haben mich gelehrt, dass ein mitfühlender Weg zu ihrem Schutz nicht einfach in der Befriedigung emotionaler Bindungen zur Natur bestehen kann, sondern mit der Erkenntnis beginnen muss, dass das Überleben von Arten vom Wohlergehen der einzelnen Bausteine (Gruppen) ihrer Gesellschaft abhängt. Auch jedes einzelne Tier innerhalb der Gemeinschaft zählt als Individuum, weil seine persönliche Geschichte von Bedeutung ist. Kontakte, Bindungen, Empathien können wir vornehmlich über die einzelnen Tiere aufbauen und auf diese Weise – nach und nach – etwas verändern.

Im Juni dieses Jahres vertrat ich bei einer Reihe von Veranstaltungen in Barcelona zusammen mit Vera Weber zwei solche Individuen: die Elefanten Susi und Yoyo des Zoos in Barcelona. Es war das zweite Mal, dass Vera und ich zur Unterstützung der Elefanten zusammentrafen. Drei Monate zuvor hatten wir in Doha (Katar) an der 15. CITES-Konferenz miteinander für den Stopp des internationalen Elfenbeinhandels geworben und gekämpft – mit Erfolg, wenigstens für die nächsten Jahre.

Die Stimme der Elefanten

Elefanten im Handel und Elefanten in Gefangenschaft sind zwei Themen, die mich im Rahmen meiner Arbeit immer wieder beschäftigen. Als Co-Direktorin von ElephantVoices arbeite ich mit meinem

Gatten Petter Granli auf eine bessere Zukunft für Elefanten hin. Jedes Jahr brüte ich monatelang über schriftlichen Zeugenaussagen, über Video- und Fotobeweisen des Handels mit lebenden Elefanten und ihren Körperteilen sowie der entsetzlichen Behandlung der einzelnen Tiere in Zoos und Zirkussen. Das Beweismaterial ist manchmal so grauenerregend, dass mir übel wird...

Glücklicherweise war es mir vergönnt, das Leben einzelner Elefanten in Amboseli, Kenia, zu erforschen und im Rahmen des Amboseli-Elefantenforschungsprogramms an einer vier Jahrzehnte dauernden Studie über wilde Elefanten mitzuwirken. Aufgrund meiner dortigen Erfahrungen verfüge ich über eine sehr persönliche Kenntnis des natürlichen Verhaltens dieser ausserordentlichen Tiere und habe dadurch einen seltenen Begriff davon erhalten, was es bedeutet, ein Elefant zu sein.

Ich-Bewusstsein und Verständnis vom Tod

Elefanten leben wie wir in Familien zusammen. Ihre Familien können aus zwei Individuen, einer Mutter und ihrem Kalb bestehen, können aber auch die Ausmaße von Mehrgenerationenfamilien mit bis zu 50 Individuen und mehr erreichen. Genau wie uns kümmert es die Elefanten, wie es den anderen Mitgliedern ihrer Familie ergeht. Sie sorgen sich sogar um einzelne Elefanten, die nicht zu ihrem engsten Familienkreis zählen, denn ihre Beziehungen und Freundschaften reichen weit über die Familie hinaus zu den Gruppen und den Clans und schließen die gesamte Population mit ein. Unsere kollektive Forschung hat gezeigt, dass Elefanten ein Ich-Bewusstsein besitzen und ein Verständnis

vom Tod; dass sie in der Lage sind, komplexe Emotionen wie Freude, Liebe, Trauer und selbst das „exklusiv menschliche“ Gefühl der Empathie zu empfinden.

Und wie bei uns bestehen triftige evolutionäre Gründe dafür, warum Elefanten Freude aneinander und Liebe für einander empfinden können. Diese Gefühle des Wohlbefindens bewirken Reaktionen, die überlebenswichtig sind. Kälber, die in eine große, eng unter sich verbundene Familie geboren werden, haben größere Überlebenschancen. Starke und positive emotionale Reaktionen zwischen den Elefanten schaffen und untermauern lebenslange Bindungen. Ihre freudigen, intensiven Begrüßungen untereinander sind nur eines von vielen Beispielen dafür, wie die Elefanten sich gegenseitig ihre Freundschaft und Loyalität bezeugen und wie sie ihr soziales Netzwerk beleben, das so wichtig für ihr Überleben ist.

Fähigkeit zu höchster Freude und tiefstem Leid

Dem gegenüber stehen Gefühle wie Trauer, Verzweiflung und Empathie. Jedes Elefantebaby ist aus biologischer Sicht von enormer Bedeutung für seine Mutter, weil sie unendlich viel Zeit, Kraft und Mühe aufwenden muss, um es auf die Welt zu bringen und aufzuziehen. Genau wie wir haben Elefanten komplexe Verhaltensmuster entwickelt, um für ihren Nachwuchs zu sorgen und Bindungen zu ihm aufzubauen. Damit ein Kalb überleben kann, muss es auch selbst intensive Beziehungen zu seiner Mutter und zu den anderen Familienmitgliedern entwickeln. Das Überleben aller Elefanten hängt letztlich von den starken Bindungen innerhalb ihres sozialen Netzes ab. Dass ein gewaltsamer Abbruch solcher Verbindungen Trauer und Verzweiflung bis hin zu Verhaltensstörungen bewirkt, liegt auf der Hand.

So haben die Elefanten gleich den Menschen die Fähigkeit

Über Joyce Poole

Joyce Poole (64), amerikanischer Nationalität, ist eine renommierte Elefantenforscherin und -Expertin. Als Mitbegründerin von ElephantVoices hat sie an der Universität Cambridge über das Verhalten der Elefanten promoviert, erforscht seit über 30 Jahren deren Kommunikation und soziales Verhalten und widmet ihr Leben der Beobachtung, Erforschung, dem Schutz und Wohlergehen der Elefanten. Ihre Beiträge zur Wissenschaft sind beachtlich; unter anderem entdeckte sie die Musth (periodisch wiederkehrender Ausnahmezustand der Elefantenbullen), sowie die Lautnachahmung, und hat die kontextabhängige Verwendung der Lautäußerungen von Elefanten beschrieben, einschließlich solcher unterhalb der Wahrnehmungsschwelle der Menschen. Ihre Erkenntnis, dass die Jagd nach Elfenbein die Struktur der Elefantengesellschaft zerstört, trug 1989 zur Entscheidung bei, den internationalen Elfenbeinhandel zu verbieten. Ihr Wissen über das Verhalten von Elefantebullen und über die Bedeutung von sozialem Lernen und Vorbildern innerhalb der Elefantengesellschaft waren ausschlaggebend für einen artengerechteren Umgang mit Elefanten.

Dr. Poole hat zwei Bücher: *Elephants* und *Coming of Age with Elephants*, veröffentlicht, zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze und Artikel über das Verhalten und den Schutz von Elefanten verfasst und an vielen Medienprojekten mitgewirkt. Sie wurde von der National Geographic Society, der University of Edinburgh, dem Museum der Wissenschaft der Caixa-Stiftung in Barcelona für Vorträge eingeladen und referierte auch am Tufts Center über die Kommunikation und Kognition von Tieren.

zu überströmender Freude und zu tiefstem Leid entwickelt. Und in der Tat leiden sie, wenn wir, ihre selbsternannten Verwalter, Fänger und Halter, diese Persönlichkeitsmerkmale nicht berücksichtigen, wenn wir sie gedankenlos, fahrlässig und grausam behandeln.

Schon Darwin erkannte die Wahrheit

Bis vor kurzem noch war es einfach, Leute wie mich und meine Kollegen als ‚anthropomorph‘ (d.h. den Tieren menschliche Eigenschaften zuschreibend) zu verspotten. Heute wissen wir, dass die Tiere diese Merkmale tatsächlich aufweisen. Darwin selber war sich dieses Kontinuums des emotionalen Ausdrucks bewusst und widmete dem Thema 1872 ein ganzes Buch: Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren, in welchem er den biologischen Ursprung des menschlichen Gefühlslebens aufzeigte. Ein Jahrhundert später bestätigen sowohl die wissenschaftliche Gemeinschaft wie die breite Öffentlichkeit endlich den Wahrheitsgehalt seiner Beobachtungen.

Tonangeber und Macher, vor allem jene, die am Nutzen, Ausnützen und Quälen von Tieren ihr eigenes Interesse haben, werfen nach wie vor mit dem Wort „anthromorph“ um sich, doch es klingt zunehmend heiser und hohl. Die Schimpfnamen „Katzenschmeichler“ und „Elefantenschmeichler“ und „Tierfanatiker“, wenn nicht „Extremisten“, geistern zwar noch immer herum, aber den Spöttern und Besserwissern möchte ich sagen: Verwechselt nicht Mitgefühl mit Schwäche und nehmt nicht Wahrheit für Extremismus. Am Ende ist es im-

mer die Wahrheit, die sich durchsetzt.

Fehlendes Einfühlungsvermögen

Die meisten Zooleiter, Zirkusdirektoren und Elefantenhalter hatten nie Gelegenheit, Elefanten in der Wildnis zu beobachten. Die meisten von ihnen haben noch nie einen wilden Elefanten gesehen. Der einzige Vergleich, den sie haben, sind andere einsame Elefanten in anderen Zoos oder Zirkussen.

Zudem sind viele Menschen davon überzeugt, dass andere Tiere (immerhin sind wir alle Tiere) irgendwie völlig anders seien als wir. Sie gehen davon aus, dass andere Tiere keine vergleichbaren Emotionen, Gefühle oder Verlangen haben, und dass sie sich ihrer eigenen Situation nicht bewusst sind.

Solide Forschungsarbeiten beweisen hingegen wie gesagt, dass Elefanten von Emotionen, Gefühlen und Verlangen beseelt sind und ihre Situation durchaus einzuschätzen vermögen. Langfristige Beobachtungen belegen klar, dass Elefanten Empathie empfinden.

Auch wir sollten uns jetzt einmal Zeit für etwas Einfühlungsvermögen nehmen.

Geborgen im grossen Familienverband

Stellen Sie sich vor, ein Elefant zu sein. Dazu bedarf es wohl erst einmal einer gewissen Fantasie, aber ziemlich schnell werden Sie sich mit ihrem riesigen Körper, dem außergewöhnlichen Geruchssinn und dem scharfen Gehör im Niederfrequenzbereich zurechtfinden. Stellen Sie sich vor, Teil einer grossen Familie aus Urgrossmüttern, Grossmüttern, Müttern, Tanten, Cousins und Cousinen ersten, Cousins und



Elefanten in Amboseli.

Cousinen zweiten Grades zu sein. Ihre Familie ist liebevoll, loyal und immer für Sie da, wenn Sie sie brauchen. Eine kluge, erfahrene und anerkannte Matriarchin ist das Familienoberhaupt und sorgt dafür, dass in Krisensituationen die richtigen Entscheidungen getroffen werden. Jeden Tag wandern Sie gemeinsam oder allein lange Strecken, entfernen sich manchmal sehr weit von ihrer Sippe, aber ihre Rückkehr wird jedes Mal mit grösster Freude begrüßt und gefeiert. Sie haben enge Bindungen zu weiter entfernten Verwandten, die gemeinsam mit ihnen zu einem Clan mehrerer Hunderter verbunden sind. Sie treffen diese vielen Individuen regelmäßig bei Ihrer täglichen Suche nach Nahrung, Wasser, Freunden und Bekannten. Sie erkennen ihre vielen Stimmen aus der Ferne und wissen ihre vielfältigen Gerüche zu unterscheiden. Sie teilen die Freuden und Leiden der anderen und trauern um solche, die gestorben sind. Sie behalten Erinnerungen jahrzehntelang. Sie besitzen ein klares Ich-Bewusstsein. Eigentlich ist es gar nicht schwer, sich dies alles vorzustellen, denn letzten Endes gleichen die Sorgen, Freuden und Befindlichkeiten eines Elefanten Ihren eigenen.

Mit den Augen der Liebe

Und nun stellen Sie sich wei-

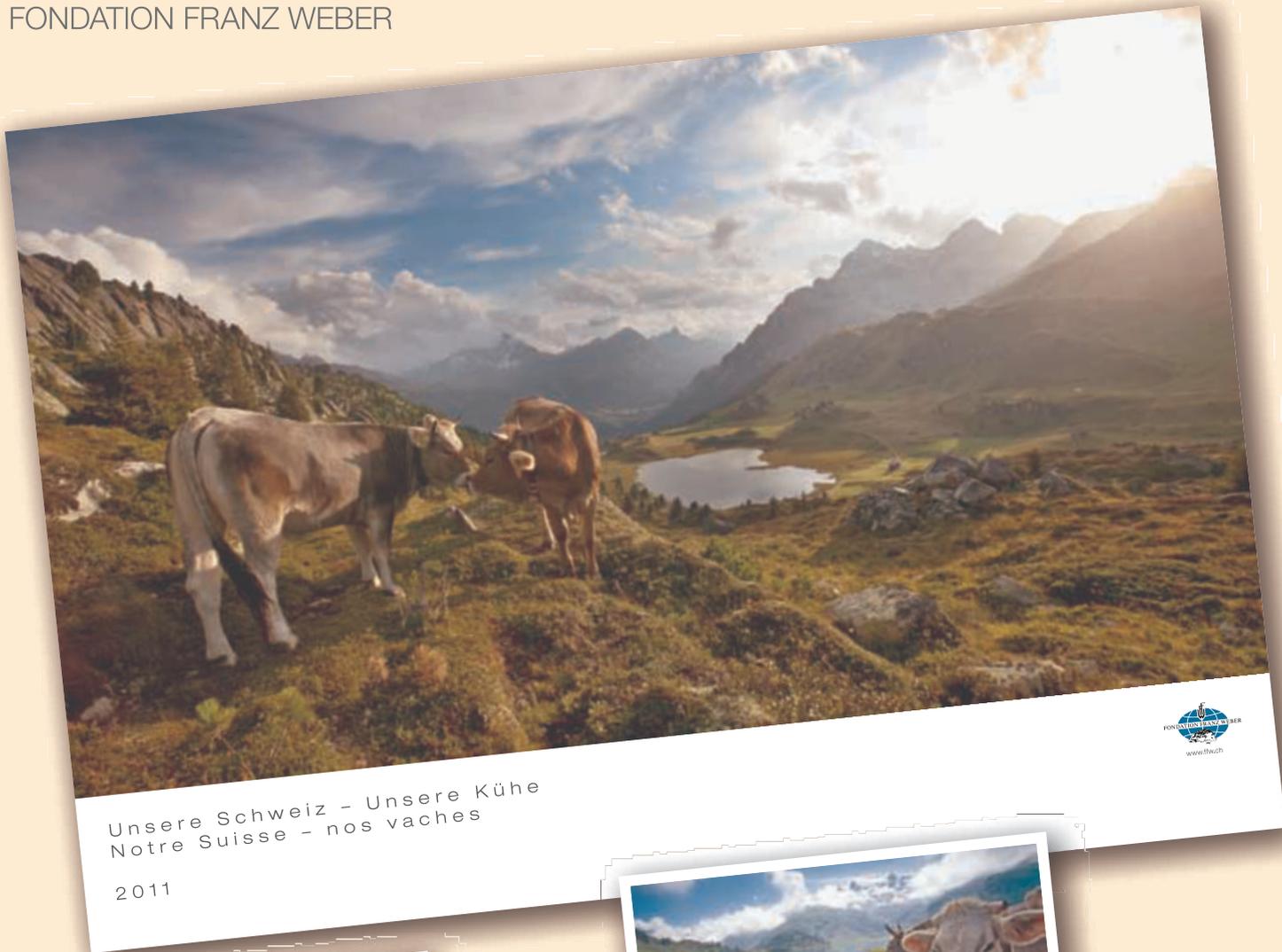
ter vor, was es sein muss, mitanzusehen, wie Mitglieder Ihrer Sippe abgeschlachtet und ihnen die Stosszähne ausgerissen werden. Wenn sie eingefangen und in Zoos ausgestellt, zu Zirkus-Hanswursten oder zu Reitelefanten für Safari-Abenteuer degradiert werden. Versetzen Sie sich selber in die Lage von Susie, Yoyo und den anderen Elefanten in Gefangenschaft und versuchen Sie sich auszumalen – noch immer in Ihrem riesigen Körper, mit allen Ihren grandios ausgebildeten Sinnen und Fähigkeiten – wie es sein muss, tagelang, wochen-, monate-, jahrzehntelang eingesperrt zu sein, allein, zu stereotypen, artwidrigen Tätigkeiten gezwungen, oder zu qualvoller Untätigkeit verdammt...

Das muss und darf nicht so bleiben! Wenn genügend Menschen aufhorchen, sich kümmern, ihre Gleichgültigkeit aufgeben, können wir das Ende des Elfenbeinhandels erzwingen. Können wir mit der Gefangenschaft von Elefanten ein für alle Mal aufräumen. Wir müssen nur anfangen, ganz systematisch die Dinge anders zu betrachten. Mit den Augen der Liebe und der mitfühlenden Sorge.

Der Liebe und mitfühlenden Sorge für die Erde mit ALLEN ihren Bewohnern, vorab den Elefanten. ■

Kalender der Fondation Franz Weber 2011 Unsere Schweiz - unsere Kühe

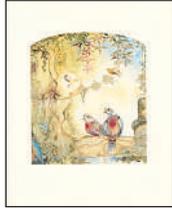
Halten wir fest, was uns noch bleibt von der Eigenart und unvergleichlichen Schönheit der Schweiz!
Lassen wir unseren kostbaren Schweizer Boden nicht weiter verbauen und zubetonieren!
Und lassen wir unsere Kühe, die zum Urbild unserer Landschaften gehören, nicht länger aus
Wirtschaftsinteressen verstümmeln.
FONDATION FRANZ WEBER



Das ideale Weihnachtsgeschenk
CHF 49.50 (48cm x 33cm), Bestellungen mit Bestellschein auf der Rückseite



Bestellschein Weihnachten 2010



Menge	Artikel	Preis in CHF	Total
_____	Robbenbaby aus Plüsch 42cm	CHF 40.00	_____
_____	Luxus-Robbenbaby aus Plüsch 42 cm	CHF 60.00	_____
_____	«Let seals live» Pin, sandgestrahlt, silbern	CHF 7.00	_____
_____	«Save dolphins and whales», Pin, sandgestrahlt, silbern	CHF 7.00	_____
_____	«Ne touchez pas à l'Ivoire!», Pin, sandgestrahlt, silbern	CHF 7.00	_____
_____	Set 3 Pins (Robbe, Delfin, Elefant)	CHF 20.00	_____
_____	T-Shirt 100% Baumwolle weiss mit Logo «Let seals live» V-Ausschnitt S	CHF 38.00	_____
_____	T-Shirt 100% Baumwolle weiss mit Logo «Let seals live» Rundausschnitt S	CHF 38.00	_____
_____	T-Shirt 100% Baumwolle weiss mit Logo «Let seals live» Rundausschnitt M	CHF 38.00	_____
_____	T-Shirt 100% Baumwolle weiss mit Logo «Let seals live» Rundausschnitt L	CHF 38.00	_____
_____	T-Shirt 100% Baumwolle weiss mit Logo «Let seals live» Rundausschnitt XL	CHF 38.00	_____
_____	Australische Pferdepatschaft «Brumby» für ein Jahr	CHF 260.00	_____
_____	Australische Pferdepatschaft «Junior» für ein Jahr	CHF 50.00	_____
_____	Traumgeschichten "Zwischen Tag und Nacht" von Franz Weber	CHF 24.50	_____
_____	«Friede mit der Schöpfung» von Franz Weber	CHF 32.00	_____
_____	«Franz Weber, Rebell für die Natur» Franz Weber-Biographie	CHF 38.00	_____
_____	«Le paradis sauvé» livre de Franz Weber, 237 p. nur franz.	CHF 25.00	_____
_____	«Des Montagnes à soulever» livre de Franz Weber 286 p nur franz.	CHF 25.00	_____
_____	«L'homme aux victoires de l'impossible» - Franz Weber nur franz.	CHF 38.00	_____
_____	«La princesse des glaces et le bébé phoque Blanchon» nur franz./ Illustration von Judith Weber	CHF 10.00	_____
_____	«Celle qui aime Jésus» de Simone Chevallier nur franz./Préface de Franz Weber	CHF 30.00	_____
_____	5 Postkarten «Lasst uns unsere Hörner»	CHF 10.00	_____
_____	5 Karten verschiedene Selbstklebebilder (Tiere und Landschaften)	CHF 10.00	_____
_____	5 Karten Selbstklebebilder Sujet Vögel mit Girlanden «Friede auf Erden»	CHF 10.00	_____
_____	Serie 4 Glückwunschkarten A6 ohne Umschläge - von Judith Weber	CHF 10.00	_____
_____	Serie 8 Glückwunschkarten A5 mit Umschlägen - von Judith Weber	CHF 25.00	_____
_____	Jahreskalender 2011 «Unsere Schweiz, unsere Kühe» (48 x 33 cm)	CHF 49.50	_____
_____	Geschenkkunde - Spende als Geschenk	ab CHF 100.00	_____
_____	Giessbach-Aktie à Fr. 100.-- + Fr. 30.-- Spesen	CHF 130.00	_____
_____	Besondere Spende für die Tiere	CHF	_____
			Total



Die Artikel mit Rechnung sind zu senden an:

Name: _____

Vorname: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Telefonnummer: _____ e-mail _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Bitte diesen Bestellschein per Post, Fax oder e-mail senden an:

Fondation Franz Weber,
 Case postale,
 CH-1820 Montreux,
 Tel. 021 964 24 24,
 FAX 021 964 57 36
 ffw@ffw.ch





GrandV-Rezepte

Geschenkkorb

Ein perfektes Geschenk für einen lieben Menschen, einfach so, um Freude zu bereiten.



Korb mit:

- 1x Terrine « Grandhotel » 250 gr,
- 1x Crème gourmande Forestière 200 gr,
- 1x Seitan Traditionnelle 200 gr,
- 1x Gehacktes Maison 200 gr,
- 1x Rillettes Gourmet Party 200 gr

Zum Preis von nur : CHF 65.–

Das Grand V-Team wünscht Ihnen wunderschöne Festtage !

Terrine „Grandhotel“

Absolute Neuheit im Bereich der Terrinen. Es galt bislang als sehr schwierig, zartschmelzende vegetabile Terrinen ohne Gelatine oder Ei herzustellen. Diese schmackhafte Terrine können Sie beliebig als Vorspeise, Imbiss oder z.B. mit "Geschwellten" (Pellkartoffeln) und Salat als Hauptspeise einsetzen. Auch sehr fein zum Aperitif auf Toasts.

Zusammensetzung: Die Terrine ist mit hauchdünnen Seitantranchen ausgekleidet und mit geräuchertem Tofu, Kräutern, Pistazienkernen, Rahm und verschiedenen Gewürzen gefüllt.

Gourmet-Party „Rillettes“

Die Vielfältige. Diese pikante Streichmasse bietet Ihnen sehr viele Varianten, als Brotaufstrich, um Apérokreationen herzustellen, verdünnt als Dipsauce, als Füllung für Ofenkartoffeln, etc.

Zusammensetzung: Tofu, Baumnüsse, Senf, frische Kräuter, Gewürze

Geschnetzeltes „Traditionelle“

Wer kennt es nicht, das Zürcher Geschnetzelte! Sie können dieses Gourmetgericht in der Originalform verwenden oder es mit allerlei Zutaten anreichern. Beilagen: Rösti, Kartoffelstock, Nudeln und Reis etc.

Zusammensetzung: Geschnetzelter Seitan, frische Champignons, Rahm, Gemüsebouillon

Geschnetzeltes „Savour d'Asie“

Ein pikantes, würziges Gericht, das Sie für kulinarische Evasionen nach Asien entführt. Bei diesem Basisgericht haben Sie wiederum unzählige Möglichkeiten für weitere Kreationen. Perfekt mit Basmati Reis oder auch mit asiatischen Nudeln.

Zusammensetzung: Geschnetzelter Seitan, Szechuangemüse, Sesamöl, Sweet Chili, Gemüsebouillon und Gewürze

Geschnetzeltes „Bombay“

Ein Rausch der Sinne! Die Vielfalt der Aromen dieses ausgewogenen Curry wird Sie und Ihre Gäste begeistern. Beilagen: Basmati Reis, Gemüsepfanne, Ebbli, Linsen, etc.

Zusammensetzung: Verschiedene Gewürze, Zwiebeln, Currymischungen, geschnetzelter Seitan

Stroganoff de Seitan

Geschnetzelter Seitan mit einer raffinierten, aber milden Paprikasauce, die Sie nach Belieben noch pikanter würzen können. Paprika rundet dieses Gericht ab. Perfekt dazu ist Reis, Wildreis, Kartoffelstock und auch Polenta, etc.

Zusammensetzung: Geschnetzelter Seitan, Paprika, Milch, Gemüsebouillon

Seitan mariné „Belle Jardinière“

Die erste Kreation unserer Antipasti-Linie. Sie besteht aus pikant marinierten Gemüsen wie Sellerie, Zwiebeln, Karotten, Blumenkohl und gebratenen Seitanwürfeln, verfeinert mit verschiedenen Kräutern wie Basilikum und Thymian.

Dieses Gericht können Sie kalt, als Vorpeise servieren oder warm mit z. B. Reis oder Nudeln.

Gehacktes „Maison“ / Hachi „Maison“

Ghackets mit Hörnli, ein Klassiker, der wieder zum Trend wurde. Jetzt gibt's ihn auch vegetarisch! Sie können dieses Gourmetgericht mit allerlei Zutaten servieren: Nudeln, Rösti, Kartoffelstock, Reis, etc.

Zusammensetzung: Gehackter Seitan und braune Sauce

Crème gourmande „pomodori“

Zusammensetzung: Tofu, getrocknete Tomaten, Kräuter, Gewürze

Crème gourmande „basilico“

Zusammensetzung: Tofu, Basilikum, Rucola, italienische Kräuter, Gewürze

Crème gourmande „forestière“

Zusammensetzung: Tofu, Pilze, Trüffelöl, Gewürze

Diese Crèmes eignen sich perfekt als Streichmasse für Crackers oder Brot, als schmackhafte Variante für Sandwich-Aufstrich, als Füllung zum Beispiel von Tomaten oder Paprika, als Pasta-Sauce, etc. Die Hauptkomponente ist Tofu, der zu einer feinen Masse verarbeitet wird. Dadurch sind die Crèmes ein vollwertiger Eiweisslieferant, der Schinken, Salami oder auch Käse ganz gesund und natürlich ersetzt.



Herbststrudel – eine Delikatesse

Rezept für 2 Personen

- 1 Glas Rillettes GrandV
- 1 Ei
- 50 g Lauch - in dünne Scheiben geschnitten (Mausohrchen)
- 100 g Kürbis - in 1 cm Würfel geschnitten
- 80 g Hartkäsewürfel – ebenfalls in 1 cm Würfel geschnitten
- 100 g frische Pilze (Eierschwämme, Steinpilze in Scheiben geschnitten, Morcheln etc.)
- 10 g Olivenöl
- Salz, Pfeffer
- 1 Rolle Flammkuchenteig (z.B. von Leisi)
- 10 g frische Trüffel (nach Belieben, das Rezept schmeckt auch ohne Trüffel sehr gut)
- 1 Eigelb

Zubereitung:

Die Rillettes mit einem Ei glattrühren und auf den aufgerollten Teig streichen.

Die Kürbiswürfel bei starker Hitze goldgelb in der Bratpfanne anbraten und würzen, erkalten lassen und auf der Masse verteilen.

Die Lauchscheibchen und die Pilze roh darüber streuen und mit der Pfeffermühle würzen.

Dann die Käsewürfel gleichmässig darüber verteilen, das ganze der Länge nach aufrollen.

Auf Backpapier auf ein Blech geben und mit Eigelb bestreichen.

25 Minuten bei 220 Grad backen.

Aufschneiden, nach Belieben Trüffel darüber hobeln und servieren.

Als Beilage und Sauce servieren wir gebratene Kürbisschnitze, Trauben, Preiselbeeren, Crème fraiche und Crème orestière GrandV.

En Guete!

Stefan Lanz

GrandV-Küchenchef



Bestellschein GrandV



Menge	Art.Nr	Artikel	Einheit	Inhalt	Preis in CHF	Total
_____	0002	Terrine «Grandhotel»	Terrine 1/2	250 gr	CHF 17.50	_____
_____	0003	«Rillettes» Gourmet-Party	Glas	200 gr	CHF 12.00	_____
_____	0004	Crème gourmande «Basilico»	Glas	200 gr	CHF 11.50	_____
_____	0005	Crème gourmande «Pomodori»	Glas	200 gr	CHF 13.70	_____
_____	0006	Crème gourmande «Forestière»	Glas	200 gr	CHF 14.85	_____
_____	1001	«Traditionnelle» Geschnetzeltes	Glas	200 gr	CHF 9.70	_____
_____	1005	«Traditionnelle» Geschnetzeltes	Glas	400 gr	CHF 14.65	_____
_____	1002	«Saveur d'Asie» Geschnetzeltes	Glas	200 gr	CHF 8.75	_____
_____	1006	«Saveur d'Asie» Geschnetzeltes	Glas	400 gr	CHF 12.15	_____
_____	1003	«Célestine Bombay» Geschnetzeltes	Glas	200 gr	CHF 10.30	_____
_____	1007	«Célestine Bombay» Geschnetzeltes	Glas	400 gr	CHF 15.75	_____
_____	1004	Stroganoff	Glas	200 gr	CHF 10.70	_____
_____	1008	Stroganoff	Glas	400 gr	CHF 16.50	_____
_____	1010	Seitan belle jardinière	Glas	200 gr	CHF 9.80	_____
_____	1009	Seitan belle jardinière	Glas	400 gr	CHF 14.60	_____
_____	1011	Spezzatino alla nonna	Glas	200 gr	CHF 11.00	_____
_____	1012	Spezzatino alla nonna	Glas	400 gr	CHF 16.25	_____
_____	1013	Gehacktes «Maison»	Glas	200 gr	CHF 11.50	_____
_____	1014	Gehacktes «Maison»	Glas	400 gr	CHF 16.70	_____
_____	1015	Geschenkkorb	Korb		CHF 65.00	_____
_____	2003	Bio Drehnundeln	Beutel	500 gr	CHF 6.20	_____
		Porto & ökologische Verpackung			Total	_____

Name und Vorname: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Grandhotel Giessbach, immer eine Reise wert!



GIESSBACH

Giessbach im Winterwunderland

Grandhotel Giessbach, ein Märchenschloss im Winterschlaf?

Nicht ganz – kleine aber feine Räumlichkeiten erwarten Sie zu kulinarischen Hohenflügen. Genuss pur – inmitten der winterlichen Landschaft.

Ein einmaliges Erlebnis, das zusammen mit der einzigartigen Giessbachatmosphäre alle Sinne verführt.

Sei es für eine Familienfeier, ein Geburtstagsfest, ein Geschäfts- oder ein Weihnachtsessen, das Grandhotel Giessbach und sein Team steht für Gesellschaften auf Reservation zur Verfügung.

Räumlichkeiten für 15 bis 70 Personen
Übernachtung möglich ab 20 Personen

Für weitere Informationen rufen Sie uns unter Nummer +41 (0)33 952 25 25 an !

